

Rezensionen

1870
1871
1872
1873
1874
1875
1876
1877
1878
1879
1880
1881
1882
1883
1884
1885
1886
1887
1888
1889
1890
1891
1892
1893
1894
1895
1896
1897
1898
1899
1900

András F. Balogh: Német-magyar irodalmi együttélések a Kárpát-medencében. [Deutsch-ungarisches literarisches Zusammenleben im Karpatenbecken]. Budapest: Argumentum Verlag, 2009 (= Irodalomtörténeti Füzetek/Literaturwissenschaftliche Hefte der Ungarischen Akademie der Wissenschaften; Bd. 166). 205 S.

Die Lektüre des neuesten Buchs von András F. Balogh, hervorragender Kenner der Minderheitenkulturen in Ungarn und Rumänien, überzeugt den Leser von der überaus produktiven poetischen Schaffenskraft multiethnischer Regionen. Der Band hebt jene ästhetischen Leistungen hervor, die auf eine Völkervielfalt, auf interkulturelle Begebenheiten, auf interkulturelle Wirkungen zurückzuführen sind und die im kulturellen Dreieck Ungarn-Rumänien-Deutschland entstanden. Der Autor weist auf die Erträge eines interkulturellen Zusammenspiels hin und zeigt zugleich anhand des Musterbeispiels Siebenbürgen, wie der politische und kulturelle Austausch literarische Früchte tragen kann.

Der Band vereint 11 Kapitel, die von den deutschen Dracula-Gedichten aus dem 15. Jahrhundert bis zu der zeitgenössischen, jungen ungarndeutschen Lyrik reichen. In diesem breiten Bogen sucht der Autor eine Antwort auf die Frage, wie die deutschsprachigen Autoren die deutschen Minderheitenkulturen des Karpatenbeckens geschildert haben und wie sie diese Herausforderung meisterten. Der Vergleich des Lebens und der Literatur bildet den roten Faden des Buchs.

In all den Aufsätzen des Sammelbandes verfährt der Autor gleichermaßen: ihm geht es nicht nur um die

Analyse der Werke von Hans Bergel, Richard Wagner, Franz Hodjak, Adolf Meschendörfer oder Eginald Schlattner. Die Autoren, denen je ein Kapitel des Buches gewidmet wurde, erscheinen hier als Akteure und Mitgestalter der Region; ihre literarischen Ansätze und der Zeitgeist, der sie geprägt hat, werden in einen europäischen Kontext gestellt; ein vollständiges Bild der Kulturlandschaften wird gegeben, womit das Buch einen weit gespannten Charakter erhält. Diese breite Öffnung betrifft nicht nur eine Vielfalt der angewandten Methode und die kulturgeschichtlich inspirierte Sicht des Autors, sondern auch die Themenwahl: Das erste Kapitel behandelt einen Stoff aus dem Mittelalter. Das Dracula-Kapitel behandelt den wohl bekanntesten Rumänen, Vlad Țepeș, der durch Propagandaschriften, die möglicherweise von Mathias Corvinus oder den Siebenbürger Sachsen ausgegangen sind, eine unrühmliche Bedeutung erlangte. Das Zusammenwirken der unterschiedlichen kulturellen und gesellschaftlichen Normen wirkte darauf hin, dass Dracula bereits im 15. Jahrhundert zu einer literarischen Figur wurde.

Die Analyse der literarischen Traditionen der Siebenbürger Sachsen (hauptsächlich in den Kapiteln über die Hermannstädter Literatur und über Adolf Meschendörfer) oder der Banater

Schwaben (im Kapitel über Richard Wagner) zeigt die Stärke des „fremdkulturellen“ Einflusses, in diesem Fall des Einflusses der rumänischen und der ungarischen Kultur, soweit die politischen Gegebenheiten eine normale Rezeption der Kultur der Anderen nicht zunichtegemacht haben, wie das in den kommunistischen Jahren der Fall gewesen ist. Oft führte dies zur Bildung von Kulturinseln. Wie bereits der Titel des Buchs zu verstehen gibt, geht es hier darum, die Interferenzen zwischen verschiedenen Völkern, die im Karpatenbecken in unmittelbarer Nachbarschaft leben, aufzuzeigen. Doch das Buch kann ruhig als Warnung gegen die Engstirnigkeit jeglicher Mehrheitsnation gelten, denn, wie Balogh richtig bemerkt, kann und sollte man sich auch durch die Augen des anderen Volkes kennen lernen. Aus den Reflexionen anderer Kulturen könne man ein wahrlich objektives Bild von sich selber erhalten. Die kultur- und völkerverbindenden Elemente in den Ländern des Karpatenbeckens sind nie richtig gefördert worden, meint der Autor, der offen seine Zuversicht in Bezug auf den europäischen Einigungsprozess ausdrückt (S. 180-181.)

Das auf Ungarisch erschienene Buch ist in erster Linie dem ungarischen Lesepublikum gewidmet, dem sich durch die Lektüre die Möglichkeit bietet, Einblick in manche Aspekte der deutschen Regionalliteraturen zu bekommen. Ganz brisant sind dabei jene Fälle, die wichtige ungarische Symbole aus *deutscher* Sicht literarisch verarbeiten. So wird der Tokajer Wein – der Inbegriff des ungarischen Selbstver-

ständnisses – zu einem Dingsymbol deutscher Texte aus dem 18. und 19. Jahrhundert, zur *conditio sine qua non* der Fröhlichkeit und des Wohlergehens. Der Nationalheilige der Ungarn, Stephan I. wird von Balogh ebenfalls behandelt: Anhand einiger Textbeispiele folgert der Autor, dass der ungarische Staatsgründer auch zum Identifikationssymbol der Ungarndeutschen wurde – zumindest im 18. Jahrhundert. Allerdings sei die literarische Qualität der Bearbeitung auch im bedeutendsten Text, in F. X. Girzicks Drama „Stephan, der Erste König der Ungarn“ (1792), wegen des schablonenhaften Schreibstils nicht besonders hoch gewesen.

Von den Ungarndeutschen wechselt der Autor zu den Deutschen aus Siebenbürgen, so bekommt der Leser einen Einblick in das literarische Schaffen eines Adolf Meschendörfers, den Balogh als einen siebenbürgischen Autor und als Kulturvermittler deutet. Meschendörfer habe die Aufgabe seines Volkes darin gesehen, die Rolle des Vermittlers zwischen dem deutschen und den siebenbürgischen Völkern zu übernehmen. Das Schicksal von Hans Bergel wird aus der Sicht der ungarischen Revolution des Jahres 1956 erläutert, die zweifelsohne eine neue, bisher von der Fachliteratur nicht berücksichtigte Perspektive darstellt. Während Meschendörfer als ein literarischer Erneuerer erscheint, wird Hans Bergel als Politiker, Moralist und Schriftsteller beschrieben. Wie bei diesen zwei Persönlichkeiten, so wird auch im Falle Franz Hodjaks das Biographische mit dem Literarischen

verbunden. Nach dieser Verflechtung erfolgt die wissenschaftliche Analyse von Gedichten, die ungarischen Persönlichkeiten gewidmet sind oder sie mittels Analogien in Erinnerung ruft. In dem Kapitel über Richard Wagner wird nicht nur der Zeitgeist der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wiedergegeben, sondern gar die ganze Geschichte der Banater Schwaben. Ob die erwähnte Geschichtsschilderung fehl am Platz ist, darüber lässt sich streiten. Gewiss ist, dass Balogh danach strebt, die Literaten als hervorragende

und besondere Vertreter des historischen Kontextes zu beschreiben.

Der große Verdienst des Buchs ist, dass die deutsche Kultur des Karpatenbeckens, sei es dies die Kultur der Siebenbürger Deutschen oder der Donauschwaben, im Vergleich mit den Topoi der ungarischen Literaturgeschichte dargestellt werden. Dabei entsteht ein helleres Bild vom Zusammenleben, und auch Vorurteile können so überwunden werden.

András Gábor Tóth
(Cluj-Napoca/Klausenburg)

**Csúri, Károly; Orosz, Magdolna; Szendi, Zoltán (Hg.):
Massenfeste. Ritualisierte Öffentlichkeiten in der
mittelosteuropäischen Moderne. Frankfurt a. M. et al.: Peter Lang,
2009 (= Budapest Studies zur Literaturwissenschaft; Bd. 14).
287 S., 25 Abb.**

Im Jahr 2006 wurde zum Thema „Regionalität, kulturelle Techniken, Wissenschaftsbilder in der Kultur der Jahrhundertwende und der Zwischenkriegszeit“ ein Projekt initiiert, dessen Ergebnisse schon in mehreren Publikationen veröffentlicht wurden, wobei der vorliegende Sammelband die Beiträge der 2008 veranstalteten internationalen Konferenz „Feste Massen – Massenfeste. Ritualisierte Öffentlichkeiten im mitteleuropäischen Raum 1867-1939“ beinhaltet und zugleich den Abschluss dieses Projekts bildet.

Die in diesem Band gesammelten Studien beschäftigen sich mit den verschiedenen Formen der Masseninszenierung, wie beispielsweise Feierlich-

keiten, Festivitäten, Jubiläen, Umzüge oder aber Demonstrationen, wobei unter anderem soziale, institutionelle und topografische Aspekte des kulturellen Transfers, „die auf bestimmte Momente des kulturellen und politischen Lebens im Mitteleuropa der Zwischenkriegszeit hinweisen“, sowie „kulturelle Techniken, mediale Formatierungen, massen- und elitenkulturelle sowie manipulative Verfahren der Massenbildung, die die Formierung öffentlicher Räume und die staatlichen, regionalen, nationalen, politischen und kirchlichen Interessenverhältnisse in diesem differenzierten ‚kulturellen Raum‘ prägen“, untersucht werden.¹

Konkret ist der vorliegende Sam-

melband „Massenfeste. Ritualisierte Öffentlichkeit in der mittelosteuropäischen Moderne“ in fünf Abschnitte unterteilt, von denen der erste und zugleich umfangreichste („Ideologisierungen“) mit dem Beitrag von *Boldizsár Vörös* beginnt, der sehr anschaulich – auch unterstützt durch adäquat ausgewähltes Bildmaterial – die symbolischen Raumbesetzungen Budapests im Zuge der bürgerlichen Revolution, der Räterepublik sowie der Konterrevolution in den wechselvollen Jahren 1918/19 beschreibt. Es folgt der von *Amália Kerekes* und *Katalin Teller* verfasste Artikel, der den Wiener Prater und das Budapester Stadtwaldchen als Räume der partiell politisierten Massenunterhaltung thematisiert. *Peter Stachel* widmet sich anschließend den Schubert-Zentenarfeiern des Jahres 1928 in Österreich, deren ambivalente Ausrichtung zwischen dem Deutschnationalismus und einer österreichischen Identität er vortrefflich herausarbeitet. *Bálint Kovács* und *Ildikó Tóth* skizzieren in ihrem mit Illustrationsmaterial angeereicherten Artikel die Selbstinszenierung des austrofaschistischen Ständestaates für die Wiener Jugend auf der Kinderhuldigungsfeier am 1. Mai 1934, wobei sie bei der entsprechenden Gegenüberstellung der Maifeiern des Jahres 1933 leider einzelne relevante Aspekte wie z.B. die kurz zuvor erfolgte Ausschaltung des Parlaments im März

1933 unberücksichtigt lassen bzw. – bedingt durch die ex post-Sicht auf die Historie – manchem teleologischen Druck nachgeben (vgl. S. 71). *Zsolt K. Horváth* arbeitet in seinem Beitrag zur Tätigkeit des Chors von Piroška Szalmás verschiedene Aspekte heraus, wobei besonders die Bereiche Politik, Musik und Kollektivität Berücksichtigung finden. Der erste Abschnitt wird von *Gabriella Rác*‘ Ausführungen zu der kultursemiotischen Bedeutung und der historischen Entwicklung des liturgischen Massenfestes der Prozession beschlossen.

Im zweiten Teil („Fiktionalisierungen“) beschreibt zunächst *Elisabeth Großegger* die Vorbereitung und Durchführung des Kaiserhuldigungsfestzugs in Wien anlässlich des 60. Regierungsjubiläums von Kaiser Franz Joseph I. im Jahr 1908 (inklusive etlicher Abbildungen desselben) und Robert Musils für das Jahr 1918 anberaumte diesbezügliche Parallelaktion in „Der Mann ohne Eigenschaften“. *Magdolna Orosz* stellt danach die (Massen-)Feste in Robert Musils „Der Mann ohne Eigenschaften“ und Joseph Roths „Radetzkymarsch“ dar bzw. vergleicht diese miteinander. *Patrick Pfannkuche* widmet sich der Darstellung von Individuum und Masse in Maria Leitners Roman „Hotel Amerika“, während sich *Benedek Kurdi* mit der Öffentlichkeit, der Gesellschaft und dem Ver-

¹ Peter Lang Verlag: Csúri, Károly; Orosz, Magdolna; Szendi, Zoltán (Hg.): Massenfeste. Ritualisierte Öffentlichkeiten in der mittelosteuropäischen Moderne [Publié par], http://www.peterlang.com/Files/Peter-Lang_15.pdf, 10. 3. 2010.

brechen im relativ neuen Kriminalroman „Budapest Noir“ von Vilmos Kondor auseinandersetzt.

Es folgt der Abschnitt „Medialisierungen“, in welchem sich *Márta Horváth* in einem sehr interessanten Beitrag mit der Architektur der Berliner und Wiener Kinopaläste der 1910er und 1920er Jahre beschäftigt. Ebenfalls sehr gelungen ist *Peter Seiberts* Analyse der Masseninszenierungen in Fritz Langs Film „Nibelungen“. Beschlossen wird dieser Teil von *Judit Szabós* Artikel zur Deutung filmischer Massendarstellung bei Siegfried Kracauer und Walter Benjamin.

Der folgende Bereich subsumiert drei Arbeiten zum Thema „Inszenierungen“, wobei zunächst *Zoltán Szendi* in sehr anschaulicher Weise die Widerspiegelung verschiedener Facetten des Theaterlebens in den Feuilletons der „Fünfkirchner Zeitung“ um die vorvorige Jahrhundertwende skizziert. *Matjaž Birk* beschreibt anschließend in eindrucksvoller Manier die deutsche und slowenische Erinnerungskultur in der Zeit nach dem Zerfall der Donaumonarchie anhand zweier Mariborer Periodika (zum einen ist dies die deutschsprachige „Marburger Zeitung“, zum anderen die slowenischsprachige „Slovenski gospodar“). Beschlossen wird dieser Abschnitt mit dem Beitrag

von *Erika Garics* und *Judit Hasznos*, die sich mit dem Wandel der Aktivitäten und Kompetenzen des jüdischen Vereins OMIKE von seiner Gründung 1909 bis zu seiner Auflösung 1944 beschäftigen.

Der letzte Teilabschnitt („Funktionalisierungen“) wird von *Edit Király*s Arbeit über die Donauregulierung im Wien der 1870er Jahre eingeleitet und von *Karin Harrassers* sehr informativem Beitrag über die prothetischen Figuren der Zwischenkriegszeit beschlossen.

Alles in allem bietet dieser Sammelband, dem an einzelnen Stellen eine etwas sorgfältigere Lektorierung gut getan hätte, eine umfangreiche Palette recht unterschiedlicher Zugänge zur vorgegebenen Thematik der Massenfeste, was sich bei der Zusammenfassung von Beiträgen einer Konferenz, die den Teilnehmerinnen und Teilnehmern hinsichtlich der inhaltlichen Vorgaben größtmögliche Freiheiten gewähren möchte, wohl nur schwer vermeiden lässt. Wobei sich die Frage stellt, ob eine solche Vermeidung überhaupt anzustreben bzw. ob nicht gerade diese Streuung als Vorteil zu werten ist, bietet sie doch der Rezipientin/dem Rezipienten ein diesbezüglich äußerst breitgefächertes Spektrum.

Harald D. Gröller (Wien)

Duden: Die Grammatik. Unentbehrlich für richtiges Deutsch. 8., überarbeitete Auflage. Hg. von der Dudenredaktion. Mannheim, Wien, Zürich: Dudenverlag, 2009 (= Der Duden in zwölf Bänden 4). 1343 S.

Während die im Jahr 2005 erschienene, 7. Auflage der Dudengrammatik von einem namhaften Autoren-Team mit Ausnahme weniger Kapitel vollkommen neu erarbeitet wurde, hat der Dudenverlag nun, nach relativ kurzer Zeit, mit der 8. Auflage eine überarbeitete Version derselben herausgegeben. Selbstverständlich wurde in der Zwischenzeit auch weiter am Inhalt gefeilt, um teilweise schwierige grammatische Zusammenhänge anschaulich darzustellen. Doch schon beim Aufschlagen der Dudengrammatik müssen dem Benutzer sofort einige Änderungen gegenüber der älteren Auflage auffallen, die ihm die Benutzung erleichtern sollen. Auf diese Bemühungen seitens der Dudenredaktion, die Dudengrammatik benutzerfreundlicher zu gestalten, soll hier in besonderem Maße eingegangen werden und nicht zuletzt soll auch geprüft werden, ob die Dudengrammatik dem Anspruch einer besonders starken Nutzerorientierung gerecht werden kann.

Wie schon zuvor die 7. Auflage wendet sich auch die 8. wieder an Lehrer und (Germanistik-)Studenten, aber ebenso an Personen, die unabhängig von einem Germanistikstudium mit der deutschen Sprache zu tun haben, und solche, „die Deutsch als Fremdsprache lehren oder lernen“ (S. 5). Für all diese Benutzergruppen stellt die Dudengrammatik nun eine Kurzanleitung zur Benutzung auf der vorderen

Innenklappe bereit, während die hintere Innenklappe eine systematische Übersicht über die in der Dudengrammatik behandelten Wortarten und Satzglieder anbietet. Damit wurde bislang verschenkter Raum (in der Vorgängerauflage waren die blauen Innenklappen noch leer) sinnvoll genutzt: So kann der Benutzer z.B. im hinteren Teil schnell sein Gedächtnis auffrischen, was die grammatischen Grundbegriffe betrifft. Die Übersichten über Wortarten und Satzglieder sind dabei stets mit Beispielen versehen, es fragt sich jedoch, ob der Zugang zu den Satzgliedern über den Phrasentyp allen von der Dudengrammatik angesprochenen Benutzergruppen geläufig ist. Außerdem hat der freie Dativ, der innerhalb der Dudengrammatik erwähnt wird, keinen Einzug in die Tabelle gehalten, so dass es den Anschein hat, als seien alle Nominalphrasen im Dativ als Dativobjekte aufzufassen.

Die vordere Innenklappe informiert zudem all diejenigen, die noch keine Erfahrung im Umgang mit der Dudengrammatik haben, darüber, dass es am Ende des Buchs ein gemischtes Wort- und Sachregister gibt. Die Idee, das Register z.B. durch farbiges Papier deutlicher vom Rest abzuheben, wurde zwar nicht realisiert, dafür ist es aber um einiges länger als das Register der 7. Auflage. Im Gegenzug wurde das Inhaltsverzeichnis radikal verkürzt und damit übersichtlicher gestaltet,

allerdings auf Kosten der Vollständigkeit. Wer bereits genau weiß, wonach er sucht, könnte jetzt unter Umständen dadurch Zeit verlieren, dass er seinen Suchbegriff im Inhaltsverzeichnis nicht mehr findet. Andererseits scheint ohnehin das Register und weniger das Inhaltsverzeichnis von der Dudenredaktion als erste Anlaufstelle bei der Suche nach einer bestimmten Textstelle gedacht zu sein. Eine größere Zahl von Stichwörtern kann dabei sicher von Vorteil sein, auch wenn Änderungen im Text teilweise dazu geführt haben, dass manche Stichwörter des Registers unter der angegebenen Textstelle gar nicht mehr auftauchen (ein Beispiel ist der Begriff „mediales Verb“, der unter Randnummer 549 nicht mehr eigens genannt wird). Allerdings wurden auch einige Missverständnisse im Zusammenhang mit der Benutzung des Registers aus der Welt geschafft: Der Benutzer wird nun sowohl in der Kurzanleitung als auch im Register selbst darüber aufgeklärt, dass sich alle Zahlangaben dort auf Randnummern beziehen und nicht auf Seitenzahlen, wie es im Inhaltsverzeichnis der Fall ist. Hatte der zweifarbige Druck des Registers in der 7. Auflage noch bei so manchem Nutzer für Verwirrung gesorgt, so wird er jetzt darüber informiert, dass die blaue Angabe auf die wichtigste Fundstelle verweist und dass sich schwarze Zahlen auf Stellen beziehen, die ebenfalls für das Thema relevant sind.

Ein eigenes „Zweifelsfallregister“ für Fragen, die vom linguistischen Laien nur schwer beantwortet werden

können, wenn er den jeweiligen Fachterminus nicht kennt, hat keinen Einzug in die 8. Auflage gehalten. Dafür wurden vermehrt grammatische Zweifelsfälle ins Register aufgenommen, z.B. findet sich dort jetzt zusätzlich zu dem Stichwort *als*-Apposition auch der Fall „als guten Musiker störten ihn ...“ (S. 1290), wobei beide Punkte auf dieselben Textstellen in der Grammatik verweisen. Es liegt jedoch auf der Hand, dass niemals alle möglichen Arten von grammatischen Zweifelsfällen auf diese Weise ins Register integriert werden können. Und selbst wenn das Register einen solchen Eintrag bereithält, stellt sich immer die Frage, ob der Grammatikbenutzer so weit von seinem konkreten Zweifelsfall abstrahieren kann, um ihn im Registerbeispiel wieder zu erkennen.

Eine weitere Neuerung gegenüber der Vorgängerauflage stellen die schwarzen Lautsprechersymbole am Seitenrand dar, die in den Kapiteln „Intonation“ und „Gesprochene Sprache“ auf vertonte Textstellen hinweisen. Was im Printmedium zwangsläufig abstrakt bleiben muss, nämlich die tatsächliche Aussprache der aufgeführten Beispiele, wird dem Benutzer wie bereits in der Vorgängerauflage dadurch näher gebracht, dass er sich die entsprechenden Vertonungen im Internet unter www.duden.de/grammatik anhören kann. Über eine Ausweitung dieses Systems etwa auf das Kapitel „Phonem und Graphem“ könnte man nachdenken, da nicht alle Sprachen über dasselbe Lautinventar verfügen wie das Deutsche. Besonders

DaF-Lerner könnten die Laute so am vom Muttersprachler gesprochenen Wort kennen lernen.

Des Weiteren wurde im Hauptteil der Grammatik verstärkt Wert auf eine bessere Übersichtlichkeit gelegt. So wurden zum Teil Textabschnitte oder Beispielblöcke in Tabellen umgewandelt, wie es z.B. beim Thema ‚Präpositionaladverbien‘ (S. 583) zu beobachten ist. Außerdem wurde die bereits bestehende Tabelle zur Flexion von Adjektiven nach starken Artikelwörtern um die Personalpronomen erweitert: Mit ihrer Hilfe lässt sich jetzt innerhalb kürzester Zeit klären, ob es *wir Deutsche* oder *wir Deutschen* heißt (S. 958). Zusätzlich dazu wurde noch ein eigener Abschnitt zu Schwankungen in der Adjektivflexion nach Personalpronomen eingefügt, in dem mit Hilfe einer Sprachgebrauchsanalyse die tatsächliche Frequenz der einzelnen Varianten untersucht wird (S. 962).

Inhaltlich scheinen die von Peter Gallmann verfassten Kapitel am intensivsten überarbeitet worden zu sein. Diese Überarbeitung reicht von der Ergänzung wichtiger Einzelaspekte, z.B. der Kongruenz der Höflichkeitsform *Sie* mit dem finiten Verb (S. 1004), bis hin zur völligen Neugestaltung einzelner Abschnitte. Während etwa die Abfolge von Adverbialen und Partikeln im Mittelfeld in der letzten Auflage sehr knapp behandelt wurde, enthält die neue einen wesentlich längeren Abschnitt zu diesem Thema. Adverbiale und Partikeln werden hier nun vier (statt ehemals drei) verschiedenen Gruppen zugeordnet, bei deren Realisierung im Satz gewöhnlich eine gewisse

Hierarchie beachtet wird, z.B. „Wir werden [von Berlin] [über Brüssel] [nach Paris] fahren“ (Herkunft steht vor Weg steht vor Ziel, vgl. S. 875). Besonders für die Textproduktion kann eine genaue Darstellung dieser hierarchischen Beziehungen eine große Hilfe sein, auch wenn im Sprachgebrauch „Sätze mit kontrastierender Hervorhebung von diesen Mustern abweichen können“ (S. 874). Wie diese kontrastierende Hervorhebung im konkreten Satz umzusetzen ist, hängt natürlich stark von der Aussageabsicht des Sprechers ab und kann im Dudenkapitel nur angerissen werden (vgl. S. 876), so dass man in einem solchen Fall letztlich wohl sein eigenes Sprachgefühl zu Rate ziehen müsste. Zudem wurde die sehr anschauliche Abfolge der Abtönungspartikeln im Aussagesatz leider nach außen verlagert (diese ist jetzt im entsprechenden Wortartkapitel angesiedelt, vgl. S. 594) und vermutlich hätte auch in diesem Kapitel eine bessere Übersichtlichkeit erreicht werden können, wenn die vier Stellungsgruppen in tabellarischer Form dargestellt worden wären.

Während die Dudengrammatik ihre Stellung unter den wissenschaftlichen Grammatiken des Deutschen bereits mit der 7. Auflage gefestigt hatte, hat man sich bei der Konzeption der 8. Auflage offensichtlich um eine höhere Benutzerfreundlichkeit bemüht. Seit jeher werden z.B. Hinweise von Benutzern ernst genommen und ggf. bei der Erstellung einer neuen Auflage berücksichtigt. Problematisch scheint aber nach wie vor der Anspruch zu sein, eine derart große, heterogene Benutzer-

gruppe bedienen zu wollen. Womöglich ist die Dudengrammatik mit ihrer wissenschaftlich-deskriptiven Ausrichtung für all diejenigen gut geeignet, die sich „einen systematischen Überblick über den Aufbau der deutschen Gegenwartssprache verschaffen wollen oder müssen“ (S. 5). Ob sich ihre Benutzbarkeit für diejenigen, die sich z.B. im beruflichen Alltag schnell eine Antwort auf ihre Grammatikfrage erhoffen, durch die Überarbeitung tat-

sächlich wesentlich verbessert hat, bleibt abzuwarten. Vielleicht sollte die zuletzt genannte Benutzergruppe zunächst auf das Konkurrenzprodukt aus den eigenen Reihen, den Dudenband 9 „Richtiges und gutes Deutsch“, zurückgreifen und die Dudengrammatik bei Bedarf zur genaueren Lektüre heranziehen.

*Frank Müller-Witte
und Melanie Löber (Gießen)*

Ehrhardt, Claus; Neuland, Eva (Hg.): Sprachliche Höflichkeit in interkultureller Kommunikation und im DaF-Unterricht. Frankfurt a. M. et al.: Peter Lang Verlag, 2009 (= Sprache – Kommunikation – Kultur. Soziolinguistische Beiträge; Bd. 7). 303 S.

Die Reihe „Sprache – Kommunikation – Kultur. Soziolinguistische Beiträge“ erscheint seit 2003 und wird von Eva Neuland herausgegeben. Der Band 7 erweitert den Kreis der behandelten Themen der Reihe und fokussiert auf einen wichtigen Aspekt des Sprachgebrauchs, auf die „sprachliche Höflichkeit“. Das Thema hat heute eine hohe Aktualität. Höflichkeit, Anstand, Disziplin sind Gegenstände für öffentliche Diskussionen, die in der letzten Zeit in verschiedenen Bereichen geführt werden.

Die Themenwahl wird von den beiden Herausgebern in ihrer Einleitung gerechtfertigt und erklärt. Sie heben die soziokulturelle Dimension des Begriffs hervor und fassen Höflichkeit als ein außerordentlich dynamisches soziales Konstrukt auf, das einem permanenten soziokulturellen Wandel

unterliegt. Damit grenzen sie sich von einer Auffassung ab, die Höflichkeit auf allgemeine Verhaltensstandards und auf ein Inventar rezeptologischer Handlungsanweisungen reduziert. Sie weisen darauf hin, dass die entsprechenden Werte in der letzten Zeit eine deutliche Renaissance erlebt haben und wieder besonders hoch geschätzt werden. Für diese Tendenz ist gleichzeitig eine gewisse Unsicherheit im Hinblick auf das richtige, angemessene, korrekte oder effiziente Verhalten in bestimmten Kommunikationssituationen charakteristisch. Die Entwicklung des Sprachgebrauchs wird heute durch neue Medien und Internationalisierung beeinflusst. Mit der Verlagerung sowohl der privaten als auch der geschäftlichen Post ins elektronische Medium werden Orientierungspunkte gesucht, indem sie

beschreiben, was hier als höflich angesehen wird und was eine Verletzung der Etikette darstellt. Auch bei Begegnungen mit Menschen aus fremden Ländern und Kulturen, deren Verhaltensstandards von eigenen abweichen, herrscht Unsicherheit vor. Damit wächst die Bedeutung der Untersuchung der interkulturellen Kommunikation unter diesem Aspekt.

Der Band 7 ist ein Sammelband und enthält die Diskussionsbeiträge der Arbeitsgruppe „Sprachliche Höflichkeit in deutsch-italienischer interkultureller Kommunikation“, die die beiden Herausgeber im Februar 2008 organisiert und geleitet haben. Die Beiträge werden in erweiterter Form und unter Einbeziehung anderer Sprachen veröffentlicht. Der Band setzt sich zum Ziel, einen Beitrag zur sprachwissenschaftlichen und kulturanalytischen Auseinandersetzung mit dem Gegenstand zu leisten, und gibt Anhaltspunkte zur Theoriebildung und Methodenentwicklung. Der neue Band der Reihe „Sprache – Kommunikation – Kultur. Soziolinguistische Beiträge“ umfasst 17 Beiträge in drei thematischen Einheiten zu theoretischen und methodischen Grundlagen, zu kulturkontrastiven und interkulturellen Themenstellungen sowie Vorschläge zum DaF-Unterricht.

Die erste Einheit wird durch den Beitrag von *Bettina Lindorfer* eingeleitet. Sie gibt „eine historische Skizze“ über die europäische Geschichte höflichen Sprechens, mit besonderer Berücksichtigung der Rolle der italienischen Renaissance bei der europäischen Modellbildung höflichen Sprechens. Dabei legt sie großen Wert

darauf, dass die Prozesshaftigkeit des Wandels der Höflichkeit gezeigt wird. Sie betont die vorherrschende Kontinuität und betrachtet die italienische Renaissance als eine Fortsetzung von antiken und mittelalterlichen Vorgängen. In ihrer Beschreibung macht sie gleichzeitig darauf aufmerksam, dass Historizität auch Grenzen hat, denn jedes Sprechen basiert zwar auf einer als universell anzunehmenden menschlichen Sprachfähigkeit, es gibt dabei auch „individuelle Phänomene, die nicht restlos aus der historischen Verankerung zu erklären sind“ (S. 38).

Die Überlegungen von *Gudrun Held* knüpfen an den ersten Beitrag an. Sie beschäftigen sich mit den klassischen theoretischen Ansätzen und prüfen, welche Relevanz sie für die Methodologie haben. Anhand der behandelten Punkte gelingt es ihr, eine theoretische Basis für die Fremdsprachendidaktik und für die Forschung zur interkulturellen Kommunikation zu schaffen.

Hans Jürgen Heringer setzt sich neu mit dem Anredeverhalten auseinander. Er meint, dass weder die Beschreibung von Normen noch die scheinbar objektive Analyse des Anredeverhaltens in soziologischen Kategorien die Gegebenheiten in der realen Kommunikation widerspiegeln können. Damit betont er die Wichtigkeit der Interaktion in diesem Zusammenhang und veranschaulicht seinen Ansatz anhand interessanter Beispiele. Die Untersuchung einer konkreten Interaktion am Beispiel von Trinksprüchen setzt den Gedankengang des Bandes fort. *Helga Kotthoff* vergleicht georgische Toasts mit solchen, die ein Deutscher und ein

Russe in einer Abendgesellschaft geäußert haben. Durch den Vergleich werden erhebliche kulturelle Unterschiede erfasst. In seinem Beitrag untersucht *Dieter Cherubim* einen weiteren wichtigen Bereich der menschlichen Kommunikation: „Streit und Fremdartigkeit“. Er veranschaulicht anhand von Textausschnitten literarischer Gespräche, wie unterschiedliche Konflikte durch den Einsatz von Höflichkeitstechniken kommunikativ bearbeitet werden.

Das zweite Kapitel des neuen Bandes enthält Ergebnisse von Einzelanalysen zur sprachlichen Höflichkeit, die Vorgehensweise ist dabei kontrastiv und interkulturell.

Durch den Beitrag von *Hitoshi Yamashita* wird der Horizont des Bandes erweitert, denn es werden Aspekte der Vermittlung von Höflichkeitsformeln im DaF-Unterricht miteinbezogen. Sein Beitrag untersucht die Frage, welche Ergebnisse der Höflichkeitsforschung und kontrastiver Ansätze eine Relevanz für die Didaktik des Deutschen als Fremdsprache mit besonderem Akzent auf die Förderung von interkultureller Kompetenz haben. *Yong Liang* befasst sich mit der Frage, ob und inwiefern die Höflichkeit in China bestimmte kulturspezifische Merkmale aufweist. Er analysiert Erklärungsmuster zur chinesischen Höflichkeit im In- und Ausland, reflektiert kulturhistorisch das chinesische Höflichkeitskonzept und rekonstruiert grundlegende Handlungsregeln für die chinesische Höflichkeit. *Eva Neuland* stellt die Ergebnisse kontrastiver Studien zur sprachlichen Höflichkeit vor. Sie untersucht den

Umgang mit Kritik und Kompliment bei deutschen und bei italienischen Germanistik-Studierenden. Ihre Schlussfolgerungen zeigen, welche Umgangsformen die Befragten beim Ausdruck von Kritik und Kompliment bevorzugen und wo markante Unterschiede festzustellen sind. In ihrem Ausblick auf den DaF-Unterricht macht sie darauf aufmerksam, dass die didaktische Vermittlung von Höflichkeitsstilen als Bestandteil der Alltagskommunikation in einer Fremdsprache ein integratives Lernziel im DaF-Unterricht darstellt. *Claus Ehrhardt* beschäftigt sich mit der Kommunikation in deutschen und italienischen Internet-Diskussionsforen. Er untersucht, welche Besonderheiten Internetforen als relativ neue Kommunikationsform haben. Er kommt zu dem Schluss, dass die Höflichkeitskonventionen auch in diesem Bereich kulturspezifisch sind, und zeigt, welche Abweichungen vom Höflichkeitsstandard zu beobachten sind. Der Beitrag von *Tatjana Yudine* zeigt, dass Unterschiede im Gebrauch der Höflichkeitsformen in der deutschen und der russischen Wissenschaftsdiskussion weniger auf das vorhandene Inventar der sprachlichen Ausdrucksformen, als auf den diskursiven Gebrauch durch die Kommunikationsteilnehmer zurückzuführen sind. *Irmgard Elter* beschäftigt sich in ihrem Beitrag mit der Höflichkeit in den nationalen Varietäten des Deutschen am Beispiel der Anrede. Sie stellt Unterschiede im Anredeverhalten fest und bringt sie in Zusammenhang mit den für die jeweiligen Länder typischen Kulturstandards.

Die Beiträge im dritten Kapitel behandeln unterschiedliche Ansätze, die sich mit der Rolle von Höflichkeit bei der Vermittlung von sprachlicher und interkultureller Kompetenz beschäftigen. In diesen Texten geht es um die Anwendung von Ergebnissen der Höflichkeitsforschung und der Erforschung von interkultureller Kommunikation im muttersprachlichen und im fremdsprachlichen Deutschunterricht. *Ulrike Reeg* untersucht die Interaktion italienischer und deutscher Studierender im Rahmen einer kooperativen, virtuellen Lehrveranstaltung unter dem Aspekt, welche Höflichkeitsstrategien von den Teilnehmern entwickelt werden. Diese werden im Hinblick auf kulturdifferenzierte Konzeptionen analysiert. *Ulrike A. Kaunzer* beschäftigt sich mit dem Thema „Höflichkeit“ im Spiegel interkultureller Beschreibungsmodelle und fasst ihr Konzept zu einem interdisziplinären Ansatz für Unterricht und Weiterbildung zusammen. *Andrea Meta Birk* plädiert in ihrem Beitrag für die Verbindung zwischen interkulturellen Trainingsprogrammen und Fremdsprachendidaktik. Sie skizziert ein Lernkonzept, das bei der Vermittlung von Höflichkeitsformen einer anderen Kultur sinnvoll angewendet werden kann. *Ulrike Simon* untersucht sprachliche Höflichkeit im Kontext der interkulturellen Kommunikation. Sie zeigt auf, wie der Erwerb fremdkultureller Höflichkeitskompetenz im DaF-Unterricht angeregt werden kann. Dazu wird zunächst ein Trainingskonzept, im Anschluss daran ein konkretes Fallbeispiel zur Anrede und dessen Didak-

tisierung vorgestellt. *Maria Paola Scialdone* befasst sich in ihrem Beitrag mit der Frage, welchen Stellenwert die Vermittlung von Höflichkeit in DaF-Lehrwerken hat. Anhand der Analyse von zwei interkulturell ausgerichteten DaF-Lehrwerken neuerer Generation weist sie auf Defizite bei der Vermittlung hin und regt zu einer gezielten interkulturellen Vertiefung, zur Entwicklung eines interkulturellen Lerninstruments an.

Der Sammelband hat eine klare Struktur, die einzelnen Beiträge sind hervorragend aufeinander abgestimmt. Sie bieten dem Leser einen umfassenden und vielfältigen Überblick zum Thema „sprachliche Höflichkeit“. Anhand der Beiträge lässt sich sehr gut nachvollziehen, warum die Bedeutung des Themas seit einigen Jahren auch in der Sprach- und Kommunikationswissenschaft wieder zugenommen hat und zum Gegenstand aktueller empirischer Forschung und Theoriebildung geworden ist. Der Band bietet viele Anknüpfungsmöglichkeiten für weitere Untersuchungen. Neben interessanten neuen theoretischen Erkenntnissen zum Thema wird auch die Rolle der Höflichkeit bei der Vermittlung sprachlicher und interkultureller Kompetenz hervorgehoben, damit wird auf die Relevanz der Verbindung von Theorie und Praxis hingewiesen. In dieser Hinsicht ist der Band ein gutes Beispiel dafür, wie theoretische Erkenntnisse für die Praxis genutzt werden können. Damit ist der Band sowohl Theoretikern als auch Didaktikern sehr zu empfehlen.

Ilona Feld-Knapp (Budapest)

Eibl, Karl: Kultur als Zwischenwelt. Eine evolutionsbiologische Perspektive. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 2009. 219. S.

Karl Eibl, emeritierter Professor für Neuere Deutsche Literatur in München, legt in seinem Buch „Kultur als Zwischenwelt“ eine „biologische Kulturtheorie“¹ vor. Seine ersten Arbeiten zu diesem Thema entstanden bereits Anfang der neunziger Jahre, also ungefähr zeitgleich mit der Etablierung der Kulturwissenschaften als eigenständiger Disziplin an deutschen Universitäten, zu der Eibls Vorschläge zwar grundsätzlich komplementär gedacht sind, sich mitunter aber auch polemisch von bestimmten kulturwissenschaftlichen Thesen absetzen. Ihr liegt eine „Anthropologie“ zugrunde, die Eibl im Anfangskapitel seines neuesten Buches auf das klassische Menschenbild zurückführt und das er heute noch – natürlich dem aktuellen anthropologischen Wissensstand entsprechend umformuliert – für gültig hält: die traditionelle Ansicht, der Mensch verfüge gleichzeitig über eine tierische und eine geistige/kulturelle Natur. Diese binäre Struktur als heuristisches Modell voraussetzend wird für „eine neue Synthese“² der zwei Kulturen plädiert und der eigene Gegenstandsbereich an der Schnittstelle der beiden festgelegt. Eibls biologische Kulturtheorie hat zum Ziel, über die historischen Einzel-

analysen der Kulturanthropologie hinausgehend bestimmte kulturelle Verhaltensformen des Menschen auf identifizierbare basale Dispositionen zurückzuführen und deren Genese zu erklären. Demgemäß verfährt sie interdisziplinär: Sie führt die Erkenntnisse der Kulturanthropologie und Literaturtheorie sowie die der Evolutionstheorie und der Verhaltensbiologie zusammen und gewinnt ihre Thesen aus deren Synthese. Polemisch wird die Argumentation an jenen Stellen, wo sich die biologische Kulturtheorie im Bezug auf Erklärungen positioniert, die die Rolle des Biologischen in der Entstehung kultureller Verhaltensformen bestreiten oder statt einer komplexen Wechselseitigkeit der zwei „Naturen“ des Menschen von deren Antagonismus ausgehen.

Das oben genannte anthropologische Konzept soll auch im titelgebenden Neologismus „Zwischenwelt“ ausgedrückt werden und auf diese Weise auf die speziell biologische Herangehensweise an Kultur-Phänomene verweisen. „Zwischenwelt“ steht hier synonym für Kultur, wobei Kultur bereits im Kontext der biologischen Kulturtheorie verstanden wird und in den biologischen Zusammenhang ein-

¹ So hieß es im Titel seines 2004 erschienenen Buches „Animal poeta. Bausteine der biologischen Kultur- und Literaturtheorie.“ (Poetogenesis 1.) Paderborn: Mentis 2004.

² So lautet der Untertitel des 1975 erschienenen Buches E. O. Wilsons, das eine der wichtigsten Quellen der biologischen Kulturtheorie ist. Edward Osborne Wilson: Sociobiology. The new Synthesis. Harvard University Press 1975.

gebettet ist. Kulturen sind unter diesen anthropologischen Prämissen „Interfaces, die [...] die Vielfalt und Wandelbarkeit menschlicher Umwelten und das vergleichsweise starre evolvierte Nervensystem aufeinander abstimmen“.³ Im Sinne dieses Kultur-Begriffs haben Kulturanalysen neben etwa ethnologischen Bestandsaufnahmen oder „dichten Beschreibungen“ mit einem von der evolutionären Psychologie übernommenen Verfahren, dem Verfahren des „reverse engineering“, vorzugehen. Nach dieser Methode wird erstens nach dem Entstehungszusammenhang einer vermuteten Adaptation gefragt, zweitens der Wirkungsmechanismus identifiziert, und drittens die Integration des identifizierten Wirkungsmechanismus in die betreffende Kultur analysiert.⁴ Der Gewinn des Neologismus liegt also in der Implikation eines bestimmten Menschenbildes und einer bestimmten Methode, als zweier Hauptpfeiler der biologischen Kulturtheorie. Ein interessanter Ansatz Eibls ist weiterhin die Einbeziehung von Nelson Goodmans „Welt“-Begriff in sein Zwischenwelt-Konzept. Die detaillierte Ausarbeitung dieser Anschlussstelle brächte gewiss wichtige Erkenntnisse für eine evolutionäre Kunsttheorie.

Entsprechend der eigenen Zielsetzung, „eine Propädeutik jeder Kontaktaufnahme zwischen Kulturwissen-

schaften und Verhaltensbiologie“⁵ zu sein, bietet Eibls Buch tatsächlich ein reiches Inventar von Fragestellungen, die sich im Kontext des genannten Theoriefeldes ergeben. Es sind meistens Grundfragen der Kulturwissenschaften, auf die schon zahlreiche – oft auch miteinander unversöhnbare – Antworten existieren, die in Eibls Buch aber aus einer grundsätzlich neuen, eben der verhaltensbiologischen, Perspektive beleuchtet und in Vereinbarkeit mit seinen Erkenntnissen beantwortet werden. Der Traktat (so die Gattungszuordnung des Autors) führt eine Handvoll offener Probleme auf, die mit der Methode des „reverse engineering“ neuartig angegangen werden können und zu deren Lösung Eibls Buch wichtige Anhaltspunkte darbietet.

So hat zum Beispiel die Frage nach kulturellen Universalien eine lange Geschichte, die die verschiedensten Lösungsvorschläge zu Tage gebracht, sich aber grundsätzlich zwischen den zwei Polen des radikalen Kulturrelativismus und der normativen Auffassung von Universalien bewegt hat. Eibl schlägt eine dritte Lösung vor: Zwar zeugen ethnologische Beobachtungen davon, dass überall geltende kulturelle Verhaltensformen nicht existieren, selbst das Inzesttabu kennt ja Ausnahmen; wenn wir aber auf die biologische Empirie umstellen, können wir sehr wohl einen „Dispositionen-Vorrat“ als

³ Eibl 2009, S. 10.

⁴ Die kurze Beschreibung dieser Methode ist in das vierte Kapitel des Buches integriert: Eibl 2009, S. 65-66.

⁵ Eibl 2009, S. 219. (Hervorhebung im Original)

gemeinsame Grundlage des Verhaltens aller Völker annehmen, der dann in unterschiedlichen Situationen zu unterschiedlichen manifesten Verhaltensweisen führt. Wenden wir dieses Folgerungsschema auf das Beispiel der „Limerenz“, der romantischen Liebe an, können wir aufgrund von ethnologischen Beschreibungen annehmen, dass sie doch nicht, wie es einige Mentalitätshistoriker behaupten, im 18. Jahrhundert ihren Ursprung nahm, sondern eine in verschiedensten Zeiten und verschiedensten Kulturen existierende Verhaltensform ist. Dieser Befund legt nahe, dass die romantische Liebe eine universelle Disposition des Menschen ist, da sie ein adaptives Problem, nämlich das der langen Nachwuchsauzucht beim Menschen, löst. Im Lichte dieser Grundannahme können dann die einzelnen Erscheinungsformen der Limerenz in verschiedenen Kulturen bewertet werden.

Der große Vorteil für die Kulturanalyse in diesem theoretischen Rahmen ist, dass hier die ohnehin jeder Intuition des Menschen widersprechende Feststellung, Kulturen könnten mangels einer gemeinsamen Grundlage nicht verglichen und bewertet werden, nicht mehr gilt; mit Hilfe der biologischen Kulturtheorie nämlich können universelle biologische Dispositionen erarbeitet werden, die sehr wohl als Grundlage einer vergleichenden Kulturforschung dienen können.

Neben der Frage nach den kulturellen Universalien bespricht Eibl in

seinem Buch noch weitere Themenkomplexe, wie den Konstruktcharakter der Zwischenwelten, die heute oft aufgeworfene Frage nach der kulturellen Evolution, den Ursprung der Religionen und Weltanschauungen, und noch vieles mehr, auf das aber in diesem Rahmen nicht näher eingegangen werden kann. Als Kultur- und Literaturwissenschaftler kann man allerdings nicht umhin, die Frage nach dem Schönen und der Kunst zu stellen, und das tut auch Eibl, in dem besprochenen Buch allerdings eher knapp, er verweist statt dessen auf sein vorangegangenes Werk, „Animal Poeta. Bausteine der biologischen Kultur- und Literaturtheorie“.⁶ Überhaupt sollte der Leser, der durch Eibls Buch neugierig geworden ist, auch dessen 2004 erschienene Monographie zur Hand nehmen, in der Eibl zum Teil dieselben Fragen, nur in einem viel breiteren theoretischen und historischen Rahmen und mit einer ausführlicheren Argumentation behandelt. Dort entwickelt er eine Theorie des Spiels aus evolutionstheoretischer Perspektive, die die Entstehung der Künste, eine bisher von den Literaturwissenschaften weitgehend vernachlässigte Frage, auf der Basis evolutionspsychologischer Theorien plausibel erklärt. Er geht von einer Unterscheidung zwischen Funktionsmodus und Organisationsmodus neurokognitiver Adaptationen aus. Im Funktionsmodus arbeiten die Adaptationen, wenn sie ihre evolvierte Funktion erfüllen, wenn z.B. das visuelle System eine adäquate

⁶ Eibl 2004.

Analyse des Sichtfelds durchführt. Die Ausführung im Organisationsmodus hingegen unterstützt die ontogenetische Entfaltung der gegebenen Adaptation, und verhilft zu einer besseren Organisation bei der Ausführung ihrer Funktion. Kunst bereitet also deshalb Lust, weil sie „die Struktur und das hochgradig informative Detail ausarbeiten hilft, das in der speziestypischen Grundausrüstung noch fehlt“.⁷ Fiktion ist demnach „eine Art Trainings-Simulation von ernsthaft-wahren Situationen“⁸ und hat damit plausibel erklärbares kognitive Funktion.

Wie fruchtbar die evolutionstheoretische Perspektive auf Literatur ist, zeigt die wachsende Zahl von Studien, die versuchen, literaturwissenschaftliche Fragestellungen auf der Grundlage der biologischen Evolutionstheorie zu erklären. Um nur einige wichtige Beispiele zu nennen, sei hier auf die Studie „Das Versprechen der Schönheit“⁹ von Winfried Menninghaus verwiesen, die die Natur des Schönen

unter anderem mit Bezug auf Darwins Evolutionstheorie erklärt. Weitere wichtige Beiträge auf diesem Gebiet sind Katja Mellmanns umfassende Studie „Emotionalisierung“¹⁰, die eine bis ins Detail ausgearbeitete psychologische Theorie der emotionalen Wirkung fiktionaler Texte erarbeitet, oder der von Eckart Voland und Karl Grammar herausgegebene Sammelband „Evolutionary Aesthetics“¹¹, der in einer Reihe von Aufsätzen die Anwendbarkeit der Evolutionstheorie auf verschiedene Bereiche der Ästhetik demonstriert. Sie alle zeugen davon, dass die biologische Kulturtheorie grundlegende, obwohl bislang unbeachtet gebliebene Fragen der Literatur- und Kulturtheorie aufgreifen kann und zu deren Beantwortung einen wichtigen Beitrag leistet. Um einen ersten Einblick in dieses Forschungsfeld zu gewinnen, sind Eibls zwei Bücher ausdrücklich zu empfehlen.

Márta Horváth (Szeged)

⁷ John Tooby, Leda Cosmides: Schönheit und mentale Fitness. Auf dem Weg zu einer evolutionären Ästhetik. Übers. von K. Eibl und K. Mellmann. In: U. Klein et al. (Hg.): Heuristiken der Literaturwissenschaft: Disziplinexterne Perspektiven auf Literatur. Paderborn: Mentis 2006, S. 217-245, hier 239.

⁸ Eibl 2004, S. 283.

⁹ Winfried Menninghaus: Das Versprechen der Schönheit. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2003.

¹⁰ Katja Mellmann: Emotionalisierung. Von der Nebenstundenpoesie zum Buch als Freund. Eine emotionspsychologische Analyse der Literatur der Aufklärungsepoche. (Poetogenesis 4.) Paderborn: Mentis 2006.

¹¹ Eckart Voland und Karl Grammar: Evolutionary Aesthetics. Heidelberg: Springer 2003.

Felder, Ekkehard (Hg.): Semantische Kämpfe. Macht und Sprache in den Wissenschaften. Berlin et al.: Walter de Gruyter, 2006 (= Linguistik – Impulse & Tendenzen; Bd. 19.). 408 S.

Der vorliegende Sammelband, erschienen 2006 in der Reihe Linguistik – Impulse & Tendenzen, widmet sich der Darstellung des ambivalenten Verhältnisses zweier Entitäten: *Macht und Sprache*. Faszinierend, spannend und für viele vielleicht beängstigend zugleich, scheint die viel diskutierte Theorie, dass Wirklichkeit in der Sprache nicht einfach dargestellt wird, sondern dass Sprache die Macht zugesprochen wird, die Wirklichkeit mitzugestalten und gleichzeitig ohne die Wirklichkeit lebensfähig zu sein.

Welche Kräfte sich dahinter verbergen, welche Kämpfe semantischer Art dabei ausgetragen werden und wie diese in weiterer Folge die Sprache aber auch die Wirklichkeit selbst zu gestalten vermögen – sind Fragen, die nicht nur für Linguisten und Forscher unterschiedlicher wissenschaftlicher Disziplinen, sondern für jeden anspruchsvollen und verantwortungsvollen Sprachteilhaber von Relevanz sein sollten. Auch wenn nicht schlicht und einfach behauptet wird, dass wir in Sprache gefangen sind, so fordert dennoch der Bandherausgeber, *Ekkehard Felder*, der Einsicht, dass Erkenntnis auch sprachabhängig ist, „einen festen Platz im öffentlichen Bewusstsein“ (Vorwort). „Somit rückt Sprache als Medium des Erkennens in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit, sie orientiert bzw. instruiert (nicht determiniert) unser Wissen, gestaltet unseren Wissensrahmen.“ (S. 1) Wenn aber Wissen

sprachlich konstituiert wird, dann geht es beim „semantischen Kampf“ um dreierlei: Kampf um angemessene Benennung (Ebene der Bezeichnungs- und Benennungstechniken), Kampf um die Bedeutung bzw. Aspekte der Bedeutung (Ebene der Bedeutungen) und damit schließlich und endlich um Kampf der Sachverhalte selbst bzw. um Fixierung der Sachverhalte (vgl. S. 1 und S. 17). Sachverhaltsfixierung und Sachverhaltskonstitution – nicht selten mit dem Anspruch auf Objektivität – ergeben sich demnach unter anderem aus der (subjektiven) Auswahl sprachlicher Mittel, mit denen auf sie zugegriffen wird.

„Die erkenntnisleitende These des Sammelbandes [...] lautet: Herrschaft und Macht werden auch über Semantik ausgeübt.“ (S. 3) Und da Wissen bekanntlich Macht ist, schließt sich der Kreis der Argumentation bezüglich der These, die beschreibt, wie Sprache vor der Sachverhaltskonstituierung „die fachspezifischen Wissensrahmen (mit)strukturiert, wie also Wissen durch Sprache entsteht“ (S. 3).

In den Aufsätzen des Sammelbandes wird der oben genannten schöpferischen, erkenntnistiftenden und -formenden Kraft anhand von Beispielen aus den unterschiedlichsten Wissensgebieten nachgegangen. Die allen Beiträgen gemeinsame Intention ist „das Nachzeichnen von Bedeutungs- und Sachverhaltsfixierungsversuchen bei einem umstrittenen Sachverhalt im Rahmen

fachwissenschaftlicher Auseinandersetzungen“ (S. 15). Es geht um Themen und Beispiele, die aus gesamtgesellschaftlicher Sicht die notwendige Relevanz besitzen, um den Schritt aus der wissenschaftlichen in die breite öffentliche Diskussion zu schaffen. Bei diesen semantischen Kämpfen geht es aus analytischer Sicht „um die Vorherrschaft bestimmter Sprachgebrauchsformen mit dem Ziel, spezifische Perspektiven als interessens- und handlungsleitende Denkmuster (Konzepte) durchzusetzen“ (S. 3). Dabei werden, um an ein breiteres Publikum zu gelangen und gleichzeitig auch meinungsbildend zu wirken, Forschungsergebnisse, Theorien, Denksätze und Ideen versprachlicht. Interessant wird die Analyse vor allem dort, wo etwa ein und dasselbe (evtl. sogar messbare) Forschungsergebnis oder ein und dieselbe Idee einen heftigen Positionsstreit und Dissens hervorrufen. Bekanntlich können Inhalte und Sachverhalte auf der Ausdrucksseite verschiedenartig versprachlicht werden. Je nach Bestreben wird nach entsprechenden sprachlichen Mitteln gesucht, wobei die Auswahl und die Bedeutungsakzentuierung in den Dienst der zu vermittelnden Position und Sichtweise gestellt werden. Nicht selten kommt es aber vor, dass Dissens bei identischer Ausdrucksseite mit jeweils vollkommen divergierend ausgelegten Inhaltsseiten ausgetragen wird. An dieser Stelle und überhaupt bei der Analyse der Struktur und Funktion des wissenschaftlichen Sprachgebrauchs hilft es, „wenn mit Hilfe von Interpretations-hypothesen über bestimmte Versprach-

lichungsmuster dem Leser bestimmte Beobachtungskriterien angeboten werden“ (S. 4). Dies kann umso aufschlussreicher sein, wenn man die Überzeugung teilt, dass „hinter den Begriffen ja gemeinhin ganze Schulen bzw. ein definiertes, methodisch durchorganisiertes Erkenntnisinteresse [stehen]“ (S. 14). Zusammenfassend könnte man also sagen, dass ein „semantischer Kampf“ den Versuch darstellt, „in einer Wissensdomäne bestimmte sprachliche Formen als Ausdruck spezifischer, interessensgeleiteter Handlungs- und Denkmuster durchzusetzen“ (S. 17).

Dem Einführungsaufsatz „Semantische Kämpfe in Wissensdomänen. Eine Einführung in Benennungs-, Bedeutungs- und Sachverhaltsfixierungs-Konkurrenzen“ von *Ekkehard Felder* (S. 13-46), in dem Fragestellungen und das methodische Untersuchungsinstrumentarium vorgestellt werden, folgen zunächst drei Beiträge, die Themen bzw. Sachverhalte aus der Wissensdomäne Medizin zum Untersuchungsgegenstand haben.

Albert Busch (S. 47-71) vertritt in seiner Arbeit die Ansicht, dass es bei „semantischen Kämpfen“ in der Medizin in erster Linie um „Kämpfe zwischen Wissenschaftlern um Wissensprioritäten, Wissensgültigkeit, wissenschaftlichen Status und Wissenschaftsförderung“ (S. 48) geht. Sie sind also nicht nur wissensbezogen, sondern viel mehr diskursiv angelegt. Um dies zu veranschaulichen, nennt und analysiert der Autor des Beitrags bestimmte Formen des Kampfes, wie beispielsweise den um die Etablierung

von Interpretationen oder den um die Standards der Praxis, und führt verschiedene Sprachhandlungsmuster an. Der Aufsatz von René Zimmer „Zwischen Heilungsversprechen und Embryonenschutz. Der semantische Kampf um das therapeutische Klonen“ (S. 73-97) behandelt ein konkretes Fallbeispiel. Bekanntlich ist das Feld der biomedizinischen Forschung ein beliebter Austragungsort semantischer Kämpfe. Die eingehende Analyse des Textkorpus mit Belegen von Wissenschaftlern aus den Disziplinen Medizin und Theologie stellt anschaulich dar, wie sich hinter ein und derselben Bezeichnung komplett unterschiedliche Interpretations- und Bedeutungskonzepte verbergen bzw. manifestieren können. Wie sehr an diesen Positionen festgehalten wird, zeigt, dass auch trotz eines Benennungswandels die divergierenden Bedeutungskonzepte unberührt bestehen bleiben. Ähnliche gesellschaftliche und sprachliche Kontroversen bezüglich der Präimplantationsdiagnostik thematisiert Silke Domasch (S. 99-125). Sprache und der sprachliche Spielraum der Sprache wird nach Domasch dazu genutzt, angeführte Argumente zu generieren und zu verteidigen: „Damit erweist sich die sprachliche Benennungsvielfalt als ein Spiegelbild der geführten Debatte, in der Dissense offen formuliert und Kontroversen ausgetragen wurden.“ (S. 122)

Es folgen zwei Beiträge zu Themen aus dem Untersuchungsfeld der Geschichtswissenschaft. Der Aufsatz „Von der ‚Endlösung der Judenfrage‘ zum Holocaust“ von Gabriele von

Glasesnapp (S. 127-156) will eine „semantische Annäherung an jene Begrifflichkeiten versuchen, mit denen seit 1945 in Deutschland versucht worden ist, den nationalsozialistischen Genozid an den europäischen Juden in Worte zu fassen“ (S. 128). Sprache ist hier nicht nur ein zentrales Medium, sondern hat eine zentrale Funktion bei der Aufarbeitung, Nachbildung und selbst der Konstitution gesellschaftlicher Verhältnisse und Lebenswirklichkeit. Einen interessanten Aspekt stellt in diesem Zusammenhang eine nähere Betrachtung der Begriffsvielfalt, aber auch der zahlreichen Synonyme mit metaphorischem Charakter und der dahinter verborgenen Mitteilungsabsicht dar.

Martin Wengeler (S. 157-183) lenkt in seinem Beitrag die Aufmerksamkeit auf den Umstand, dass in der geschichtswissenschaftlichen Diskussion selbst die zentralen Schlüsselwörter „Mentalität, Diskurs und Kultur“ umstritten sind. Mit Hilfe eines Textkorpus, bestehend aus geschichtswissenschaftlichen Publikationen, werden die fraglichen Wörter anhand von fünf Typen der sprachthematizierenden Argumentation einer näheren Analyse unterzogen. Die sich zum Schluss der Ausführungen zeigende Heterogenität in der Verwendung weist darauf hin, dass weiterhin „jedeR HistorikerIn, der oder die sich als mentalitäts-, kultur- oder diskursgeschichtlich arbeitend versteht, zu klären haben wird, wo er und sie sich bei seinem/ihrer Gebrauch dieser Begriffe verortet“ (S. 179). Dennoch wird der Anspruch formuliert – und das nur an dieser einzigen Stelle des

Sammelbandes –, dass es „für die Wissenschaftlichkeit wissenschaftlicher Diskussionen ja vielleicht kein schlechtes Qualitätsmerkmal wäre, wenn sie nicht allzu sehr mit machtpolitischen Implikationen, wie sie semantischen Kämpfen innewohnen, verquickt wären“ (S. 180). Wengeler stellt damit einen Ansatz in den Raum, der durchaus zum Nachdenken anregt und in der Gegenwart sicher nicht unumstritten ist.

Der Aufsatz von *Ingo H. Warnke* mit dem Titel „Die begriffliche Belagerung der Stadt. Semantische Kämpfe um urbane Lebensräume bei Robert Venturi und Alexander Mitscherlich“ (S. 185-222) thematisiert das Zusammenspiel „von sprachlichem Ausdruck, mentaler Konstruktion und tatsächlicher urbaner Lebensumgebung“ (S. 186). Von der bloßen Bezeichnung wird der Ausdruck Stadt zum zentralen Bestandteil komplexer argumentativer Strategien, zum Mitgestalter des urbanen Lebensumfeldes selbst und schließlich zum „Bezugsobjekt der Bewusstseinsprojektion von den urbanen Lebensumgebungen“ (S. 220).

Berbeli Wanning (S. 223-249) untersucht im Zusammenhang mit dem Naturbegriff in Literatur und Literaturwissenschaft verschiedene Leitmodelle der Natur von den Anfängen bis in die Gegenwart. Diese Leitmodelle werden als interessensgeleitete und handlungsleitende Denkmuster interpretiert. Gezeigt wird ferner, wie Bedeutungsaspekte des Naturbegriffs in unterschiedliche Bereiche, u.a. die Wissenschaft, Ökonomie, Politik und Kultur, hineinfließen und wie der semantische

Kampf mit dem und um den Begriff herum stets mit moralischen Fragestellungen einhergeht. Als übergeordnetes Ziel wird dabei der Beitrag einer ökologisch orientierten Kulturwissenschaft zur Etablierung eines anderen Naturverständnisses gesehen. Um den naturwissenschaftlichen Fachdiskurs als Kontroverse geht es bei *Wolf-Andreas Liebert* (S. 251-287). Hier wird der schriftliche naturwissenschaftliche Fachdiskurs als Argumentationsprozess beschrieben. Ziel dieser Argumentation ist es, zu fachdiskursübergreifenden Erklärungen zu gelangen, die für sich Allgemeingültigkeit beanspruchen können. Als essenzielles Merkmal des Fachdiskurses wird der Umstand betrachtet, „dass es immer um alternative Diskurspositionen geht, auf die in den Fachtexten argumentierend Bezug genommen wird“ (S. 285). Die notwendige Unterscheidung, worüber im Fach Konsens bzw. Dissens herrschen, weist darauf hin, dass Wissenschaft „als Diskurs konzeptualisiert werden [muss], für den die Kontroverse konstitutiv ist“ (S. 286).

Im Beitrag von *Markus Hundt* (S. 313-351) wird der Geldbegriff in den Wirtschaftswissenschaften untersucht. Wenn wir die drei eingangs erwähnten Aspekte des „semantischen Kampfes“ heranziehen, dann geht es hinsichtlich des behandelten Begriffs weniger um die Ebene der Bezeichnungs- und Benennungstechniken, sondern viel mehr um die Sachverhalts- bzw. Bedeutungsfixierung. Bei letzterer scheint insbesondere das Hervorheben bzw. die Akzentuierung einer Teilbedeutung eine große Rolle zu spielen.

Vom Geldbegriff des Alltags gelangen wir über den Geldbegriff in den Geldtheorien zu metaphorischen Modellen und schließlich zur Geldgeschichte und Geldtheoriengeschichte.

Vom „Recht als Einsatz im semantischen Kampf“ handelt der Aufsatz von *Ralph Christensen* und *Michael Sokolowski* (S. 353-371). Ihre zentrale These lautet: „Das ‚Dispositiv des Rechts‘ ist das des semantischen Kampfes“ (S. 363), denn Recht ist nicht gegeben, sondern vielmehr eine Frage des Verfahrens. Dadurch wird im Recht den semantischen Kämpfen ein zentraler Stellenwert zugesprochen: Sie werden dazu eingesetzt, verschiedene Interessen von Gruppen durchzusetzen. Dabei wird die Rechtsnorm nicht beliebig konstruiert, „sondern so, dass sie das Gesetz als Normtext anerkennt. Nur dann ist es die Konstruktion einer Rechtsordnung und damit – in diesem Sinne – Rechtsanwendung“ (S. 368).

Der letzte Aufsatz des Sammelbandes beschäftigt sich mit „Konkurrierenden Begriffsbestimmungen in den Gründerjahren der Textlinguistik“ (S. 373-394). *Maximilian Scherner* zeichnet anschaulich die Prozesse und Denkwege nach, „die zur begrifflichen Bestimmung des neuen sprachwissenschaftlichen Gegenstandes ‚Text‘ führten“ (S. 373). Ohne Zweifel führte das zunehmende Interesse der Sprachwissenschaftler am Text und damit an der Erforschung der „tatsächlichen Sprachrealität“ (S. 373) zu einer Veränderung der Forschungsperspektive und zum Paradigmenwechsel. Um

diesen Paradigmenwechsel zu verdeutlichen, werden die – mittlerweile zu sprachwissenschaftlichen Termini gewordenen – Begriffe „Text“, „Rede“ und „Diskurs“ einer näheren Betrachtung unterzogen. Es wird der Frage nachgegangen, wie sich diese Begriffe – auf der Suche nach einer Bezeichnung für eine sprachliche Größe jenseits der Satzgrenze – etablierten, wandelten und schließlich durchsetzen konnten. Eine zusätzliche methodische Problematik stellt hierbei der im Sammelband von *Felder* geschilderte Umstand dar, dass „der Sprachforscher in demselben Zeichenprozess wie die Objekte seiner Untersuchung verhaftet ist“ (S. 4).

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die Beiträge des Sammelbandes ohne Ausnahme davon zeugen, dass die Aufdeckung, Analyse und Bewusstmachung von semantischen Kämpfen sowie die Sensibilität ihnen gegenüber nicht unproblematisch sind: „Denn solche semantischen Kämpfe verlaufen oft sehr heftig, können sich über Jahre bzw. Jahrzehnte hinziehen und Wissenschaftsgeschichte schreiben“ (S. 14). Der Band bietet eine spannende Lektüre mit vielen Anregungen zum Weiterdenken und zur Sensibilisierung im eigenen Umgang mit der Sprache und deren verborgenen Mechanismen. Dem Leser erschließen sich Sichtweisen und Erkenntnisse, die in einem zweiten Schritt ausgezeichnete Grundlage auch für die kontrastive Sprachbetrachtung liefern.

Odett Csepela (Budapest)

Hacke, Marion: Funktion und Bedeutung von werden + Infinitiv im Vergleich zum futurischen Präsens. Heidelberg: Universitätsverlag Winter, 2009.

Die Monographie von Marion Hacke widmet sich der Untersuchung der *werden* + Infinitiv-Konstruktion, einer Verbform, die in den letzten Jahrzehnten immer wieder im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit linguistischer Forschung stand. Das ausgeprägte Interesse beruht eigentlich auf zwei grundsätzlichen Besonderheiten der Konstruktion: Einerseits kann *werden* + Infinitiv zur Bezeichnung von Zukünftigem dienen und gilt traditionell als das Futurtempus im Deutschen. In Bezug auf die Bezeichnung zukünftiger Ereignisse stellt aber das futurische Präsens einen starken Konkurrenten zum analytischen Futur dar. Andererseits verfügt die *werden* + Infinitiv-Konstruktion über eine modale Lesart und wird sogar zum Ausdruck von Vermutungen in Bezug auf die Gegenwart verwendet. Wegen seiner Eigenständigkeit bildet das Futurtempus seit jeher einen umstrittenen und oft diskutierten Forschungsgegenstand in der germanistischen Linguistik. Die Zahl der Arbeiten, die darüber erschienen sind und die divergierenden, teilweise widersprüchlichen Thesen, die in den Beiträgen vertreten waren, sind kaum überschaubar. Da aber die Frage um das Futur bis zum heutigen Tage nicht hinreichend geklärt worden ist, scheint die Themenwahl der vorliegenden Monographie von Marion Hacke berechtigt zu sein. Die Arbeit setzt sich zum Ziel, die Funktion und Bedeutung der *werden* + Infinitiv-Konstruktion

im Gegenwartsdeutschen adäquat zu beschreiben. Im Mittelpunkt der Untersuchung steht die Frage nach dem semantischen Unterschied zwischen dem Präsens und der *werden* + Infinitiv-Konstruktion, die aufgrund eines eigens erstellten *werden* + Infinitiv-Korpus aus der deutschen Schriftsprache und einer Sprecherbefragung mittels Fragebögen analysiert wird. Ausgangspunkt für die Ausführungen bietet die sog. Perspektivierungsthese, laut welcher „durch *werden* + Infinitiv der Sachverhalt p mit einer größeren Abständigkeit zum Sprechzeitpunkt dargestellt wird als durch das futurische Präsens“ (S.115). Das Buch umfasst 7 Kapitel, die sich in weitere Unterkapitel gliedern.

In der Einleitung werden die Grundlagen der Problematik thematisiert, die Zielsetzungen formuliert und der Aufbau der Arbeit dargestellt. Kapitel 2 behandelt die Diskussion um *werden* + Infinitiv. Als erstes wird detailliert auf die Besonderheiten der Konstruktion eingegangen, die problematisierungsbedürftig sind. Die vielfältigen Verwendungsweisen der Fügung, deren Ambiguität zwischen Temporalität und Modalität, deren fakultativer, obligatorischer und verhinderter Gebrauch in verschiedenen Kontexten bzw. die unterschiedlichen Zeitrelationen, die *werden* + Infinitiv ausdrücken mag, geben Anlass zur Überlegungen und führen zu einer heterogenen Darstellung von *werden* + Infinitiv in den

Grammatiken und zu verschiedenen theoretischen Positionen. Nach der Schilderung der Beschreibung von *werden* + Infinitiv in den Grammatiken liefert uns der Autor eine ausführliche Übersicht über die verschiedenen Ansätze und Positionen, die die Natur der *werden* + Infinitiv-Konstruktion zu beschreiben versuchen. Die unterschiedlichen Herangehensweisen werden thematisch gruppiert. Neben den – meistens älteren – Arbeiten, die *werden* + Infinitiv als Futurtempus oder als Modalverb einordnen oder die von einem gemeinsamen Merkmal ausgehen, von dem sich die futurischen und modalen Lesarten ableiten lassen, wird in dem Forschungsüberblick viel Wert auf die Ansätze gelegt, die auf der Grundlage einer Grundbedeutung oder einer kategorialen Invariante von *werden* + Infinitiv nach dem kleinsten gemeinsamen Nenner der *werden* + Infinitiv-Sätzen suchen. Besonders positiv zu bewerten ist, dass der Autor durch die kritische Auseinandersetzung mit den heterogenen Positionen, durch die reichliche Dokumentation der einschlägigen Fachliteratur und durch die weiterführenden Literaturhinweise den Problembereich in seiner Komplexität und Vielfältigkeit erfasst.

Gegenstand des dritten Abschnitts ist die Vorstellung des Korpus und der Sprecherbefragung, die zum Zwecke der vorliegenden Arbeit erstellt wurden. Das Korpus, das aus dem morphosyntaktisch annotierten Textarchiv TAGGED des Instituts für Deutsche Sprache stammt, besteht aus 1655 *werden* + Infinitiv-Sätzen. Durch die Gegenüberstellung der *werden* + Infinitiv-Sätze

mit ihren nachträglich konstruierten präsentischen Varianten strebt der Verfasser eine qualitative Analyse von *werden* + Infinitiv an. Außerdem wird ein Fragebogen ausgewertet, der entwickelt wurde um festzustellen, „welchen semantischen Unterschied die Teilnehmer zwischen Sätzen mit *werden* + Infinitiv und Präsens empfinden“ (S. 94).

Im Kapitel 4 wird die Frage um das Futur in einen übereinzelsprachlichen Rahmen gesetzt um die Rolle der *werden* + Infinitiv-Konstruktion im Tempussystem des Deutschen zu erörtern. Die Relevanz der allgemeinen, übereinzelsprachlichen Kriterien von Futur und Futurgrammen wird in Bezug auf das deutsche Futur überprüft. Dabei stellt sich heraus, dass die *werden* + Infinitiv-Konstruktion außer dem Merkmal der obligatorischen Verwendung den Kriterien eines Futurs in typologischer Sicht entspricht und als „Futurkandidat“ (S. 114) seinen Platz im Tempussystem berechtigterweise einnimmt.

Das fünfte Kapitel kann als der zentrale Teil der Arbeit angesehen werden, indem in dieser thematischen Einheit ein neues Konzept zur Erfassung der *werden* + Infinitiv-Fügung entwickelt wird. Auf Grundlage der Korpusauswertung kommt der Autor zu der Schlussfolgerung, dass „der semantische Unterschied zwischen *werden* + Infinitiv und futurischem Präsens [...] in der Perspektivierung des infinitiven Sachverhalts p [besteht]“ (S. 115). Das bedeutet, dass durch die Verwendung von *werden* + Infinitiv der zukunftsbezogene Sachverhalt „als entfernter

vom Sprechzeitpunkt wahrgenommen [wird]“ (S. 115), wobei diese Entferntheit nicht im temporalen Sinne zu verstehen ist. „Vielmehr handelt es sich um eine empfundene, atemporale Distanz, die temporalen Kriterien enthoben ist“ (S. 178). Anhand von überzeugenden und ausführlich analysierten Beispielsätzen wird die Abständlichkeit illustriert, die *werden* + Infinitiv ausdrückt. Dabei wird gezeigt, dass die Perspektivierung von *werden* + Infinitiv nicht nur synchron sondern auch diachron nachweisbar ist und sowohl in temporaler als auch in modaler Lesart als distinktives Merkmal von *werden* + Infinitiv fungiert. Im Gegensatz zu der zukunftsbezogenen Verwendung der Konstruktion wird im Falle einer gegenwartsbezogenen Interpretation nicht der Sachverhalt *p* in seiner Gesamtheit perspektiviert, sondern „die Möglichkeit der Verifizierung von *p*“ (S. 126). Des Weiteren werden die folgenden charakteristischen Verwendungsmerkmale diskutiert, die aufgrund der perspektivierenden Semantik der *werden* + Infinitiv-Konstruktion zugeschrieben werden können: Einfluss bestimmter Kontextfaktoren auf die Interpretation der Konstruktion, Überlegenheit der Fügung gegenüber dem zukunftsbezogenen Präsens, subjektive Wahl zwischen den Tempora bei der Versprachlichung von Zukünftigem in temporal determinierten Sätzen, die Kookurrenz des analytischen Futurs und des Präsens sowie das Vorkommen von *werden* + Infinitiv im Kontext der Vergangenheit. Die These der Perspektivierung wird sogar von den Ergebnissen der Sprecherbefragung

untermauert. Die Merkmale ‚Wahrscheinlichkeitsabschwächung‘ und ‚Ausdruck von ferner Zukunft‘, die die befragten Personen den *werden* + Infinitiv-Sätzen gegenüber deren präsentischen Varianten beimessen, sind laut des Verfassers auf die spezifischen perspektivierenden Eigenschaften von *werden* + Infinitiv zurückzuführen. Kapitel 5 wird dadurch abgerundet, dass die Perspektivierung mit dem Merkmal ‚Sprecherbezug‘ im Sinne von Fritz (2000) in Beziehung gesetzt wird. Im Anschluss daran wird noch im kurz gefassten sechsten Abschnitt dafür argumentiert, dass das distinktive Merkmal ‚Perspektivierung‘ sogar mit den *werden* + Infinitiv II bzw. den *würde* + Infinitiv-Konstruktionen in Zusammenhang gebracht werden kann.

Die Arbeit endet mit einer Zusammenfassung, in der die wichtigsten Erkenntnisse in komprimierter Form dargestellt werden und wird durch ein Literaturverzeichnis und sämtliche Anhänge vervollständigt.

Die vorliegende Monographie hat mindestens zwei wesentliche Verdienste: Sie enthält eine eingehende Diskussion bisher gefasster Theorien über den semantischen Unterschied zwischen Präsens und *werden* + Infinitiv, wobei die geschilderten Ansätze kritisch behandelt und größtenteils durch konkrete Beispiele erklärt werden. Weiterhin stellt der Verfasser ein, auf empirischer Basis erarbeitetes Konzept zur Klärung der Eigenständigkeit des Zukunftsbezugs von *werden* + Infinitiv vor. Die Arbeit mit empirischem Material ist unbestreitbar positiv zu verzeichnen, der Aufbau des Korpus

beeinträchtigt aber m.E. zum Teil die Erkenntnisse. Da die Analyse aufgrund eines *werden* + Infinitiv-Korpus und künstlich konstruierter präsentischer Beispielsätze vorgenommen wird, erhebt sich die Frage, inwieweit die Schlussfolgerungen den aktuellen Sprachgebrauch widerspiegeln. Der Einbezug korpusbasierter Präsensbelege mit Zukunftsbedeutung und

deren Vergleich mit *werden* + Infinitiv-Sätze in Bezug auf die Perspektivierung würden Anlass zum Nachdenken und weiteren Untersuchungen geben.

Fritz, Thomas (2000): *Wahr-Sagen. Futur, Modalität und Sprecherbezug im Deutschen*. Hamburg: Buske.

Eszter Kukorelli (Budapest)

Kerekes, Gábor: Prag liegt zwischen Galizien und Wien. Das Ungarnbild in der österreichischen Literatur 1890-1945. Budapest: Ad Librum, 2008. 344 Seiten.

Kerekes, Gábor: Zwei Jahrhunderte der deutsch-ungarischen literarischen Kontakte. Interkulturelle Studien. Budapest: Ad Librum, 2008. 140 Seiten.

Dank dem Ad librum-Verlag liegen nun zwei bedeutende Bücher der deutsch-ungarischen literarischen Imagologie vor: Gábor Kerekes veröffentlichte in diesem neuen, unbekanntem Budapesterverlag unter dem lustigen, aber passenden Titel *Prag liegt zwischen Galizien und Wien* seine im Jahr 1998 verteidigte Dissertation über das Ungarnbild der österreichischen Literatur, und er brachte in demselben Jahr auch ein zweites Buch über ein ähnliches Thema heraus, das vier bereits vorhandene, aber nach dem Abschluss der Doktorarbeit verfasste Aufsätze vereinigt. Einer von diesen vier Titeln des Bandes *Zwei Jahrhunderte der deutsch-ungarischen literarischen Kontakte* verraten das anhaltende Interesse des Autors an den Ungarnbildern – Karl May wird diesbezüglich analysiert –,

zwei Texte bezeugen eine Erweiterung des Forschungshorizontes durch die Analyse der Rezeption der deutschen Literatur in Ungarn und dessen Presseorganen (Hesse), nur ein einziger Text, der der Heimatsuche von Franz Fühmann nachgeht, fällt ein bisschen aus diesem imagologischen Rahmen aus. Die angewandte Methode und das konsequente Augenmerk des Autors auf die Moderne erweckt jedoch auch bei diesem einzigen Text den Eindruck, dass es der Leser mit thematisch und methodologisch kohärenten Büchern zu tun hat. Insgesamt kann man behaupten und vorausschicken, dass die zwei Bücher ein bestimmtes Gesamtwissen über Ungarnbilder präsentieren.

Die imagologische Forschung, der die zwei Bände verpflichtet sind, geht auf eine lange Tradition zurück: Im

19. Jahrhundert begründeten Karl Maria Kertbeny und Sándor Apponyi jene Forschungsrichtung, die im 20. Jahrhundert von Albinus Gombos und heute von Katalin S. Németh sowie von anderen fortgesetzt wurde und wird, wonach die deutsche (und europäische) Literatur Absatz um Absatz, Vers um Vers durchgeackert wird, um die – auch noch so winzigen und unbedeutenden – loci literarii über Ungarn zu finden. Kerekes setzte diese Bestrebung fort, indem er das Gesamtwerk von 13 repräsentativen Autoren durchlas und die Ungarnstellen notierte. Er zog auch Briefwechsel und Tagebücher heran. Kerekes überholte in seinem Prag-Buch diese positivistische Stellensuche damit, dass er auch eine Deutung der Stellen lieferte und den Kontext erklärte. Die ungarische Germanistik kann ab jetzt davon ausgehen, dass alle Ungarnstellen im Gesamtwerk von Schnitzler, Schönherr, Hofmannsthal, Rilke, Musil, Zweig, Kafka, Broch, Trakl, Werfel, Joseph Roth, May und Hesse bekannt sind. Nach dem Sichten dieser Stellen fasste der Autor eine Synthese ab, die die unterschiedlichen Entwicklungstendenzen der österreichischen Ungarnbilder aufzeigte. Die Palette der Ungarnbilder reicht von den Ergebnissen reger Kontakte bis zur spärlichen Rezeption, von den guten Kenntnissen österreichischer Autoren über Ungarn bis zur Naivität und Unkenntnis, von der neutralen bis zur eigenwilligen Haltung Ungarn gegenüber.

Kerekes beschrieb auch komplizierte Zusammenhänge mit Erfolg: Er ging auf den letzten 100 Seiten seiner Arbeit der Frage nach, wie die künstlerische

Gesinnung, die historische Bedingtheit, der Lebensstandard, das Weltbild, die politische Überzeugung und vieles andere mehr das Ungarnbild beeinflussten. Weil sich der Problembereich höchst komplex gestaltet, fand der Autor eine Reihe von Antworten und Zusammenhängen. Ein Beispiel: Jene Autoren, die antiungarische Gefühle hegten, litten unter einem finanziell unsicheren Leben, oder sie schätzten ihr Leben als unsicher ein. Kerekes wies gleichzeitig auf eine komplizierte Sachlage hin, denn nicht alle Autoren, die finanziell angeschlagen waren, konzipierten negative Ungarnbilder (S. 233). Solche bedeutende Feststellungen findet man in der Arbeit häufig. Diese Schlussfolgerungen von Kerekes führen konstruktiv jene binären Oppositionen weiter, die auf Reinhart Koselleck zurückgehen und in der Wissenschaftssprache verbreitet sind.

Das vorliegende Prag-Buch wurde 2008 ediert. Es bringt in unveränderter Form den Text der vor 10 Jahren verteidigten Dissertation. Der Autor ist sich bewusst, er erklärt dies auch im Vorwort (S. 5), dass damit ein Stück Wissenschaftsgeschichte dokumentiert wird, weil die neuesten Forschungsergebnisse des letzten Jahrzehnts keinen Eingang mehr ins Buch gefunden haben. Im Spiegel dieser Zeitverschiebung kann der Leser nun sehen, dass die neueren Sichtweisen und Methoden wie Hybridität, postcolonial studies, Gedächtnisforschung, Imageforschung etc. – trotz der Diskussionen über sie und trotz der heftigen Kritik an ihnen – unsere Ansichten doch verändert haben. Mit diesen neuen Erkenntnissen ge-

wappnet, sieht man heute Vieles anders, so wartet der Leser bei manchen Stellen auf andere Schlussfolgerungen, als die im Buch zu lesen sind. Egon Erwin Kisch schrieb, dass „[der Deutsche] mit der halben Million Tschechen der Stadt [Prag] keinen außergeschäftlichen Verkehr [pflog]“. Der Autor nimmt diese Aussage kritiklos hin (S. 241), er biedert sich dem berühmten und genialen Reporter an, während der Leser hier auf einen Kommentar zur Tiefenstruktur der Beziehungen wartet. Gerade im letzten Jahrzehnt entdeckte die Forschung, dass die gegenseitige Beeinflussung hinter der nationalen Maske bzw. hinter dem scheinbaren Nebeneinanderleben durchaus vorhanden war und sich die zentraleuropäische Region als ein Geflecht von Wechselwirkungen präsentiert. In Prag lebten Deutsche, Tschechen und Juden seit dem Mittelalter nebeneinander, Rilke und Kafka konnten Tschechisch, so würde man heute den unglücklichen Satz von Egon Erwin Kisch nicht ohne Kommentar lassen.

Die beiden Bücher von Kerekes gaben einem neugegründeten Verlag einen ersten Impuls, wissenschaftliche Werke herauszugeben. Dieses Wohlwollen ist hoch zu schätzen, allerdings lief der Autor Gefahr, die Kinderkrankheiten einer Verlagsgründung mitzumachen. Die Bücher hätten einen Lektor gebraucht, um Kleinigkeiten auszumergen, wie „In Werfels Erzählung

Géza de Varsany [...] geht es um das berühmte geigende Wunderkind Géza de Varsany.“ (S. 160 f.) Kerekes ist ein guter Stilist, wissenschaftliche Qualität konnte er mit guter Lesbarkeit des Textes verbinden. Dennoch sind einige geschmacklose Auswüchse im Text geblieben, wovon es schade ist („[In der DDR wurde] eine Diktion angestimmt, an der Joseph Goebbels seine helle Freude hätte haben können“ – In: *Zwei Jahrhunderte...*, S. 29). Die Bibliographie trennt die Primär- und die Sekundärliteratur nicht; Namensverzeichnisse hätten in den beiden Büchern gute Dienste geleistet, denn nicht nur die genannten österreichischen Autoren, sondern viele andere, darunter auch zahlreiche ungarische Intellektuelle, werden erwähnt und analysiert. Manche fehlende Leerschritte (wie auf S. 46 des Prag-Buchs) und weitere Kleinigkeiten verschlechtern das Layout.

Die in den beiden Büchern bearbeitete Materialmenge ist exhaustiv. Das Spektrum reicht von Bertha von Suttner bis Karl Postl, von Rilke bis Bartók, so kann man als Resümee behaupten, dass alle Details der österreichischen Ungarnbilder in dem angegebenen Zeitabschnitt gründlichst bearbeitet wurden und dass die beiden Bücher für methodologisch neuere Forschungen den Grundstein legen. Die Texte hätten allerdings eine würdigere Druckform verdient.

András F. Balogh (Budapest)

Kertész, András; Rákosi, Csilla (Hg.): New Approaches to Linguistic Evidence. Pilot Studies. Neue Ansätze zur linguistischen Evidenz. Pilotstudien. Frankfurt a. M. et al.: Peter Lang, 2008 (= MetaLinguistica 22). 233 S.

Methodologische Fragestellungen und deren Bedeutung für die linguistische Theoriebildung werden seit geraumer Zeit verstärkt diskutiert. Der vorliegende Sammelband, der englisch- und deutschsprachige Beiträge von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Forschungsstelle für Theoretische Linguistik der Ungarischen Akademie der Wissenschaften an den Universitäten Debrecen, Pécs und Szeged enthält, ist ein wichtiger Beitrag zu diesen neueren wissenschaftstheoretischen Debatten. Im Mittelpunkt stehen Fragestellungen bezüglich der von Linguisten genutzten Daten: Welche Arten von Daten werden verwendet bzw. sollten verwendet werden? Welche Daten werden als evident angesehen bzw. sollten als evident angesehen werden? Welche Funktionen werden ihnen zugeschrieben bzw. sollten ihnen zugeschrieben werden?

Im einleitenden Beitrag „Introduction: The Problem of data and evidence in theoretical linguistics“ erörtern *Kertész* und *Rákosi* diese Fragestellungen kurz und umreißen die Vorgehensweise und die Hypothesen des Forschungsprojektes. Sie plädieren dafür, linguistische Theorien nicht abgekoppelt von heuristischen Prozessen, sondern als Prozesse plausibler Argumentationen anzusehen und die Grundannahmen der analytischen Wissenschaftstheorie, insbesondere die Unterscheidung von Entdeckungs-

kontext und Rechtfertigungskontext, zu verwerfen. Dieses Vorgehen erfordert wissenschaftstheoretische Selbstreflexion im Rahmen eines adäquaten metatheoretischen Modells ebenso wie Analysen des theoretischen Vorgehens und des Argumentationsprozesses insgesamt in der linguistischen Forschung selbst. Der Band besteht deshalb aus zwei Teilen. Im ersten Teil „The State of the Art“ finden sich Beiträge, die den aktuellen metalinguistischen Forschungsstand diskutieren. Der zweite Teil „Case Studies“ enthält Fallstudien zu einzelnen Forschungsbereichen, an denen das wissenschaftstheoretische Vorgehen exemplarisch ausgeführt wird.

Im ersten Aufsatz „Daten und Evidenz in linguistischen Theorien: Ein Forschungsüberblick“ beschreiben *Kertész* und *Rákosi* ausgehend von den Grundrichtungen der Standardauffassung der Analytischen Wissenschaftstheorie (SAW) des zwanzigsten Jahrhunderts – der induktivistischen (im Anschluss an Carnap) und der deduktiv-hypothetischen (im Anschluss an Popper) – die entsprechenden Auffassungen über die Rolle der Evidenz (Verifikation bzw. Falsifikation). Eine Gemeinsamkeit beider Strömungen der SAW war die Grundidee von Evidenz als objektiv, als Basis für die Entscheidung zwischen konkurrierenden Hypothesen/Theorien, Rechtfertigung für Hypothesen/Theorien, unmittelbar ge-

geben, primär gegenüber Theorien und zudem zuverlässig. Methodologische Fragestellungen spielten nicht zuletzt bei der Herausbildung der Generativen Grammatik Chomskys, der dem induktiven Vorgehen des amerikanischen Strukturalismus einen hypothetisch-deduktiven Ansatz entgegensetzte, eine wichtige Rolle. Auch in den neueren Diskussionen zwischen Korpuslinguisten und Generativisten lassen sich diese beiden Richtungen wiederfinden. Allerdings weisen Kertész und Rákosi zu Recht darauf hin, dass diesen so verschiedenen Sichtweisen entscheidende Gemeinsamkeiten, in Form einer Standardauffassung linguistischer Daten (SLD), zugrunde liegen: Nur bestimmte Daten sind relevant (korpusbasierte oder introspektive), nur die Quelle der Daten entscheidet über Relevanz, jede Richtung hält ihre Art der Erhebung und Verarbeitung von Daten für zuverlässig, das Verhältnis von Daten und Hypothesen wird als streng unidirektional angesehen und die jeweils genutzten Daten werden als zuverlässige Tatsachen angesehen und dementsprechend genutzt. Zwar sind diese scheinbar unversöhnlichen Richtungen nach wie vor zu finden, in der objektwissenschaftlichen Forschungspraxis wie auch in der metawissenschaftlichen Reflexion ist jedoch immer wieder ein Abrücken von SLD zu beobachten. Verschiedene Ansätze, die neue Wege in der Forschung und einen alternativen Umgang mit linguistischen Daten anstreben, werden von den Autoren ausführlich diskutiert. Sie sehen allerdings in keinem dieser Versuche eine zufriedenstellende Lösung

des Datenproblems. Dies sei insbesondere darauf zurückzuführen, dass ihnen ein neuer metatheoretischer Ansatz als Alternative zu SAW fehlt, der als Basis für eine Kombination verschiedener Datenquellen und Methoden in der linguistischen Forschung notwendig ist. Das Bereitstellen eines solchen neuen Ansatzes wird von den Autoren als Ziel formuliert.

Die folgenden drei Beiträge schließen direkt an diese Studie an. In „Conservatism vs. innovation in the (un)grammaticality debate“ untersuchen Kertész und Rákosi verschiedene Ansätze zum Problem von Grammatikalitätsurteilen. Eine Debatte hierzu wurde von Sampson initiiert, der die in der Generativen Grammatik genutzten introspektiv gewonnenen Daten für nicht zuverlässig hält und stattdessen Korpusdaten präferiert. Dagegen argumentierte Pullum, dass sowohl introspektiv als auch korpusbasiert gewonnene Daten problematisch sind. Ein weiterer Ansatz zur Überwindung der einseitigen Standpunkte findet sich bei Meurers, der für ein breites Spektrum von zu nutzenden Daten – introspektiv gewonnene, korpusbasierte, psycholinguistisch experimentelle u.a. – plädiert. Darüber hinaus werden im Beitrag noch weitere Auffassungen dargestellt und im Hinblick auf die SVLD analysiert.

Dem Problem der Daten namentlich in der Generativen Grammatik wenden sich Kertész und Rákosi in „Conservatism vs. innovation in the debate on data in generative grammar“ zu. Einen neuen Weg in der Generativen Grammatik beschreitet Featherstone, indem

er auch experimentell gewonnene Daten nutzen will. Auch Bornkessel-Schlesewsky und Schlesewsky argumentieren für eine Einbeziehung verschiedener nichtintrospektiv gewonnener, vor allem jedoch neurologischer Daten. Kritik an diesen Schritten in Richtung einer innovativen Kombination von Methoden kommt jedoch von vielen konservativen Generativisten (Fanselow, Grewendorf u.a.), da von diesem Vorgehen keine Ergebnisse zur Lösung relevanter Probleme zu erwarten seien und auch methodologische Bedenken bestehen. Die verschiedenen Standpunkte in dieser Debatte werden im Beitrag im Hinblick auf die wissenschaftstheoretische Position analysiert.

Bezüglich der kognitiven Linguistik wird das Problem der Daten von *Péter Csatár* „Die introspektiv-intuitive Datensammlung und ihre Alternativen in der konzeptuellen Metapherntheorie“ untersucht. Auch in diesem Bereich findet sich eine Vielzahl konkurrierender Ansätze, die im Hinblick auf die Methodologie verschiedene Wege gehen. Dem introspektiven Vorgehen wird dabei häufig die Zuverlässigkeit abgesprochen, da viele subjektive Faktoren die Ergebnisse beeinflussen können. Aber auch die Alternative hierzu, die korpusbasierte Identifikation von Metaphern, kann subjektive Faktoren, wie die Intuition des Forschers, nicht grundsätzlich eliminieren. Als Konsequenz aus den methodologischen Debatten plädiert *Csatár* überzeugend dafür, die verschiedenen Herangehensweisen zu kombinieren und mehrere Datenquellen zu nutzen.

In den drei Beiträgen des zweiten

Teils des Bandes werden einige der im ersten Teil diskutierten Ansätze und Hypothesen anhand linguistischer Problemfälle dargestellt und überprüft. In „Multiple data sources in semantics: A case study about mood choice in Hungarian complement clauses“ betrachten *Tóth* und *Rákosi* die Kombination verschiedener Datenquellen anhand ungarischer Komplementsätze in Bezug auf die Moduswahl. Ihre auf Grund linguistischer Intuition gewonnene Hypothese, dass die Wahl des Modus (Imperativ/Subjunktiv) durch die Beziehung von syntaktischer Form und Bedeutungsstruktur bedingt ist, wurde durch Befragung ungarischer Muttersprachler überprüft. Als Ergebnis konnten sie feststellen, dass die Präferenz der Sprecher für die Imperativform eine Rolle spielt, die auf introspektiven Daten beruhende Hypothese also zu korrigieren ist.

Katalin Nagy C. wendet sich Problemen der Daten in Pragmatik und historischer Linguistik zu. In „Data in historical pragmatics: A case study on the Catalan periphrastic perfective past“ untersucht sie verschiedene Ansätze zur Erklärung des „perfective past“ im Katalanischen, das mit *anar* 'gehen' + Infinitiv gebildet wird (im Unterschied zu anderen romanischen Sprachen, die 'gehen' zur Bildung des Futur nutzen). Sie zeigt auf, dass nur eine Verbindung von Daten aus der historischen Linguistik, aus der geschriebenen wie gesprochenen Sprache, der Vergleich mit anderen Sprachen sowie Methoden aus der Pragmatik zu einer umfassenden Erklärung des Phänomens führen können.

Um die konzeptuelle Metapherntheorie geht es wieder bei *Kertész* und *Rákosi* „Daten und Argumentation in der Theorie konzeptueller Metaphern“. Dieser Beitrag beschäftigt sich mit der Analyse linguistischer Argumentationen, der Bewertung von deren Plausibilität und der Kritik an Zirkularität und Fehlschlüssen, wie sie beispielsweise an der Metapherntheorie von Lakoff und Johnson geübt wird. Dazu wird die herkömmliche Auffassung von Fehlschlüssen kritisiert und ein neuer Ansatz zur Definition von Fehlschlüssen und zu deren Unterscheidung von plausiblen Argumentationen vorgeschlagen. Dieses metatheoretische Instrumentarium nutzen *Kertész* und *Rákosi*, um die Metapherntheorie von Lakoff und Johnson zu analysieren und kommen dabei zu dem Schluss, dass diese Theorie zyklisch und konstruktiv ist und nur bestimmte Aspekte die Gefahr der Zirkularität aufweisen, was allerdings auch zur Folge haben könnte, dass die Theorie insgesamt zirkulär und somit ineffektiv wäre.

Es ist den Herausgebern gelungen, mit den Beiträgen einen guten Über-

blick über wichtige wissenschaftstheoretische Fragestellungen und Diskussionen zusammenzustellen und auch eine ordnende Übersicht bereitzustellen. Insbesondere die beiden ersten Beiträge helfen dem Leser, der sich nicht in erster Linie mit der einschlägigen Literatur und wissenschaftstheoretischen Fragen beschäftigt, beim Erkennen und Verstehen der grundlegenden Probleme. Dies ist umso wichtiger, da man es in der Fachliteratur scheinbar mit einer Vielzahl unterschiedlichster Standpunkte zu tun hat. In diesen oft schwer zu durchschauenden Dschungel bringt das Buch durch die klare und präzise Darstellung der prototypischen Standpunkte und durch detaillierte Analyse verschiedener Ansätze eine Ordnung, die ein besseres Verständnis ermöglicht. Darüber hinaus werden Lösungswege für grundlegende methodologische Probleme aufgezeigt. Der vorliegende Band ist keine leichte Lektüre, aber eine lohnende für all diejenigen, die bei der linguistischen Forschung auch über ihr methodologisches Vorgehen nachdenken.

Marco Winkler (Szeged)

Kocziszkys, Eva: Hölderlins Orient. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2009. 136 S.

Die Frage nach der Bedeutung des ‚Orientalischen‘ als des Dritten zum dualen Paradigma der Konstellation Griechenland – Hesperien/Abendland in Hölderlins Spätwerk ist einer der interessantesten und am wenigsten

erhellten Fragenkomplexe der einschlägigen Forschung. Man schlägt deshalb eine diesem Komplex gewidmete Monographie, wie sie mit Eva Kocziszkys „Hölderlins Orient“ nun vorliegt, mit großen Erwartungen auf. Vielleicht mit

zu großen: Denn einer der Haupteindrücke, den die Lektüre der material- und in Details auch ertragreichen Studie zurücklässt, ist gerade der Zweifel an der thematischen Einheit ihres Gegenstandes. Das liegt an der eigentümlichen methodischen Doppelperspektive, in der sich die Verfasserin ihm annähert. Wie der Klappentext ausführt, schließt die Studie einerseits an das vorherrschende kulturwissenschaftliche, nämlich kulturgeographische oder „topographische“, Interesse der Hölderlinforschung der letzten Jahre an, „die Aufmerksamkeit auf Hölderlins Interesse für Landkarten, Reiseberichte sowie für Erd- und Naturkunde“. Aus der Rekonstruktion von Hölderlins einschlägigen Quellen und ihrer Verarbeitung im poetischen Werk soll „der Orient als Kulturraum in Hölderlins Werk“ bestimmt und beschrieben werden, wobei sich freilich ergibt, dass dieser Raum „nur im Plural, nur in einer Vielfalt von unterschiedlichen dichterischen Zugängen existiert“. Von dieser Einsicht her „führt“ die „topographische Fragestellung“ zu anders gearteten, nämlich „poetologischen Kernfrage des Spätwerks“, wie sich in Hölderlins Poetik „das Orientalische zum Griechischen und Hesperischen verhält“, „weiter“. Der poetologischen Fragestellung wird aber nur eines von acht Kapiteln eingeräumt, das freilich als letztes zugleich das Ziel der Gedankenbewegung darstellen soll. Postuliert wird also, dass die poetologische Perspektive sich bruchlos aus den Ergebnissen des kulturgeographischen Zugangs herleiten lässt – ein Postulat, das darum interessant ist, weil es das implizite der dominanten Strömung der

Hölderlinforschung der letzten Jahre darstellt. Gerade darum fällt aber seine kritische Prüfung mit der des monographischen Anspruchs der Studie selbst zusammen.

Was ist der *Begriff* von „Hölderlins Orient“, der sich aus der kulturgeographischen Arbeit der einschlägigen sieben Kapitel ergibt? Der Rezensent gesteht, dass ihm die Antwort auf diese Frage dunkel geblieben ist. Darin ist er durch die Autorin zumindest soweit legitimiert, dass es auch nach ihrer These „den Orient“ als ein geschlossenes Kulturkonzept in der Einzahl bei Hölderlin überhaupt nicht gibt“ (S. 12). Dem steht zunächst entgegen, dass sowohl geographisch als auch historisch der Orient im ersten Teil des Buchs durchaus als Einheit, wenn auch sehr disparater Elemente, dargestellt wird: geographisch als jene Griechenlands mit den in der Antike bekannten Regionen Asiens, geschichtlich als jene der *translatio culturae* von den im entsprechenden Raum gelegenen archaischen Kulturen nach Griechenland und dem Abendland. Beide Perspektiven entsprechen aber längst eingeführten und allgemein akzeptierten Topoi der Hölderlinforschung. Trotz der vielen interessanten Beiträge zu Einzelfragen, die hier nicht gewürdigt werden können, vermag ich im kulturgeographischen Teil von Kocziszkys Buch keine entscheidende Neuorientierung zu erkennen. Sein eigentliches Interesse bekundet sich, den inhaltlichen Proportionen zum Trotz, im poetologischen Teil. Hier zeichnet sich die eigentümliche These Kocziszkys ab: Das „Orientalische“ in Hölderlins

Poetik, das dort mit dem „Feuer vom Himmel“ als dem ursprünglich Eigenen der griechischen Kultur identifiziert wird, ist der geographisch-(heils)geschichtliche Raum der biblischen, der jüdisch-christlichen Überlieferung.

Die Bewährungsprobe für diese These liegt in den Konsequenzen, die sie für die Auffassung von Hölderlins Poetik hat, wie sie der vieldiskutierte Brief an C.U. Böhlendorff vom Dezember 1801 entwirft. Bekanntlich beruht sie auf der paradoxen Entgegensetzung der griechischen Kultur, die als eine ursprünglich durch das „Feuer vom Himmel“ geprägte im Werk Homers das ihr ursprünglich Fremde, die „abendländische Junonische Nüchternheit“, sich anzueignen vermochte, zur gegenwärtigen abendländischen, der umgekehrt die Nüchternheit eigen und der griechisch-orientalische Ursprung fremd wäre. Die der Aneignung des Fremden durch Homer entsprechende Bewegung einer zu postulierenden hesperischen Kultur, die Hölderlin den „freien Gebrauch des Eigenen“ nennt,¹ verlegt Kocziszky in das „Herausheben des Orientalischen“,² das ein Brief an den Verleger Wilmans als Prinzip der Sophokles-Übersetzungen bestimmt. Freiheit der hesperischen Kultur wäre Öffnung auf den orientalischen Ursprung im griechisch Überlieferten, wäre *Wiederkehr* dieses Ursprungs als eines „verdrängten“, „der immer schon dem Ungesagten des abendländischen

dichterischen Wortes innewohnte“ (S. 111). Alles das ist – im letzten Punkt freilich nicht unumstrittenes – Gemeingut der Hölderlinforschung; neu und irritierend ist die Insistenz, mit der Kocziszky diesen Ursprung mit dem der jüdisch-christlichen *Überlieferung*, also nach herkömmlichem Verständnis dem der abendländisch-christlichen *Kultur*, identifiziert. Die theoretische Konsequenz aus dieser These ist der Kollaps der Entgegensetzung, die Hölderlins kulturtheoretisches Paradigma artikuliert: Der Ursprung als das Eigene Griechenlands und des Abendlandes, das „Feuer vom Himmel“ und die „abendländische Junonische Nüchternheit“ sind ‚dasselbe‘.

Bleibt zu fragen, wie das angebliche Privileg der jüdisch-biblischen Überlieferung für den abendländischen Ursprung selbst begründet werden kann. Aus der Kulturgeographie sicherlich nicht: Sie ergab bestenfalls eine Pluralität „orientalischer“ Räume, innerhalb derer der geographisch-geschichtliche der Bibel nur einer unter anderen ist. Vielmehr hängt das Privileg mit dem Problem zusammen, das als ihr eigentliches Thema die letzten Kapitel der Studie bestimmt: der Stellung der Figur Christi in den späten Gedichten. Interessanterweise bezeichnet ihr Eintreten in Hölderlins poetische Welt für Kocziszky die Grenze von Hölderlins „topographischem Verfahren“ der Abbildung der Kulturräume und

¹ Hölderlin, Friedrich: Sämtliche Werke „Frankfurter Ausgabe“, hg. D.E. Sattler, Band 19, Frankfurt/Main und Basel: Stroemfeld/Roter Stern, 2007, S. 492 f.

² Hölderlin, Sämtliche Werke 19, S. 502.

-epochen aufeinander durch „heroische Vermittlung“ (S. 106). Mit anderen Worten, die Grenze der kulturwissenschaftlichen Methode, die das poetologische Prinzip der Gedichte auf das entsprechende Verfahren reduziert. Gedichte wie „Der Einzige“ und „Patmos“ können auf diese Weise nicht mehr zureichend interpretiert werden, weil die Geschichte Christi sich „nicht unter den gewöhnlichen Koordinaten von Raum und Zeit abspielt“, durch die „Orte seines Lebens“ als heiligen nicht „erfass(t)“ werden kann (S. 103). An diesem Punkt, da die Gestalt Christi als die Verkörperung des *Darstellungsproblems* der Gedichte gesehen wird, liegt die Erkenntnis, auf die es der Verfasserin ankommt – der Zusammenhang zwischen ihr und der kulturtheoretischen Problematik des Böhlendorffbriefs –, zum Greifen nahe. Leider hindert die Verfasserin daran der Rest einer theologischen Scheu, die ihre Auffassung von Hölderlins Christus, entgegen ihrer eigenen Erkenntnisintention, der so einflussreichen wie falschen ‚pneumatischen‘ Interpretation Jochen Schmidts annähert. Die Undarstellbarkeit Christi folgt nicht daraus, dass er einer von der ‚weltlichen‘ abgehobenen ‚geistigen‘ Sphäre angehören würde; die ‚Einzigkeit‘ Christi ist für Hölderlins Dichtung kein theologisches,

sondern ein poetologisches Problem: Das seiner Unwiederhol- als *Unnachahmbarkeit*. Christus zu „singen“, ist keine Unmöglichkeit für die Dichtung schlechthin, sondern lediglich für eine *mimetische* Dichtung. Darum steht seine Darstellung im Zentrum von Hölderlins Vorsatz, „seit den Griechen wieder an(zu)fangen, vaterländisch und natürlich, eigentlich originell zu singen“;³ und darum ist an ihr abzulesen, was der hesperische „freie Gebrauch des Eigenen“ heißt: Überliefert und gegeben scheinende Sprache so zu gebrauchen, dass sie *als* überlieferte und gegebene, auf geographische, kulturelle oder religiöse Räume und Setzungen verweisende im Gebrauch nicht aufgeht, sondern die unwiederholbare Einzigkeit ihres Sprechens freisetzt und freigibt. Daher die geheimnisvolle Sinnlichkeit der biblischen Namen in „Patmos“, die das Geheimnis des Lebens Christi in die unerschöpfliche Schlichtheit ihres bloßen Nennens auflösen. Das Verdienst von Eva Kocziszkys Studie bleibt, auf das hesperische Reich der Poesie jenseits der Schranken des herrschenden methodischen Zugangs zu Hölderlins Gedichten hinzuweisen. Es zu betreten, blieb und bleibt den Leserinnen und Lesern vorbehalten.

Charles de Roche (Zürich)

³ Hölderlin, Sämtliche Werke 19, S.499.

Szabó, Dezső: Wechselwirkungen der Medien und der Literatur. Der Pester Lloyd als Vermittler zwischen der deutschen und der ungarischen Literatur 1918-1933. Budapest: ELTE, 2009 (= Budapest Beiträge zur Germanistik; 55). 221 Seiten.

Das Thema der deutsch-ungarischen Kultur- und Literaturbeziehungen besitzt in der ungarischen Germanistikforschung eine lange Tradition und beschäftigt die Wissenschaftler seit dem 19. Jahrhundert. Ein Forscher des 21. Jahrhunderts hat deshalb die Aufgabe, die Forschungsergebnisse zu summieren und mit Hilfe neuer Forschungsmethoden das Thema aus (unter) einem bislang unbeachteten Aspekt breitgefächert (eventuell interdisziplinär) aufzuarbeiten und vorzustellen. Dezső Szabós Dissertation – *Wechselwirkungen der Medien und der Literatur. Der Pester Lloyd als Vermittler zwischen der deutschen und der ungarischen Literatur 1918-1933* – folgt diesem Maßstab, sie berücksichtigt die vorangegangene Forschungstradition, sie summiert und synthetisiert zugleich und passt ihren Forschungsgegenstand dem Stand der modernen Germanistikforschung an.

Der *Pester Lloyd*, eine bedeutende deutschsprachige, international anerkannte und ehemals weltweit gelesene Zeitung Ungarns, bildet wegen seiner Spitzenstellung auch ein beliebtes Thema pressehistorischer Forschungen. Bereits der Titel der Arbeit zeigt die Novität des Bandes an: der zentrale Ansatz des Autors besteht in der medientechnischen Analyse, wobei auch die Sicht der Zeitungsmacher erhellt wird. Pressegeschichtliche, literaturwissenschaftliche, historische und rezeptions-

historische Aspekte werden in die Überlegungen und Erläuterungen einbezogen. Eingebettet ist die Arbeit in das kulturhistorisch-literarische Umfeld der untersuchten Epoche, wobei forschungstechnisch eine Trennlinie zwischen deutschsprachig und ungarndeutsch gezogen wird. Mit Blick auf die Leserschaft, Chefredakteure und Autoren des *Pester Lloyds* wird der hohe Anteil der deutschsprachigen Bürger in Ungarn – als Zeitungsmacher und Konsumenten – nicht umgangen.

Der literaturwissenschaftliche Teil der Dissertation behandelt deutschsprachige Texte und übersetzte bzw. nachgedichtete ungarische literarische Texte. Diese Primärtexte mit der Behandlung der mehr oder weniger bekannten Schriftsteller, Autoren und Lyriker gewähren Einblick in die „Veröffentlichungspolitik“ und -strategie des gedruckten Mediums, decken rezeptionshistorische Muster auf und unterstreichen die Bedeutung des *Pester Lloyds* in seiner Funktion als Kulturvermittler. Doch führt die umfangreiche Studie weit über die Primärliteratur hinaus: untersucht werden auch die in den Sparten der Kulturrubrik erschienenen anderweitigen journalistischen Texte wie Rezensionen, (Theater-)Kritiken, Essays, Berichte usw. Insbesondere wird der literarischen sowie journalistischen Gattung und Textform Feuilleton ein besonderes Augenmerk gewidmet. Kulturjourna-

lismus, dessen Formen und Entwicklungstendenzen bilden ein bedeutendes Element der Studie.

Die Vorgehensweise des Wissenschaftlers ist bei der Analyse der Primärtexte (geordnet nach den Gattungen Prosa und Lyrik) und bei den üblichen Textgattungen einerseits chronologisch, andererseits richtet er sich nach den Themenschwerpunkten des *Pester Lloyds*, die maßgebend und logisch für den Leser nachvollzogen werden können. Naturgemäß gibt es bei den einzelnen Autoren Schnittpunkte, Übergänge und Hinweise in den einzelnen Unterpunkten, da die renommierten Autoren sowohl durch Primärtexte als auch durch Rezensionen, Berichte etc. vertreten waren. Die Ergebnisse der umfangreichen Untersuchungen von Dezső Szabó können in diesem Sinne die rezeptionsgeschichtlichen Forschungen vieler Germanisten erleichtern, da die systematische Aufarbeitung der genannten Periode auch für zukünftige Forschungsansätze eine enorme Hilfe bedeutet. Denn die Systematisierung – das Erstellen eines Registers durch eine CD-Beilage zum Buch – erleichtert die Orientierung bei der Suche im *Pester Lloyd* nach solchen deutschsprachigen (kanonisierten) Autoren – um nur einige der Wichtigsten zu nennen – wie Thomas Mann, Heinrich Mann, Hermann Hesse, Frank Wedekind, Alfred Döblin. Hinzu kommen die in deutscher Sprache erschienenen Texte von und zu ungarischen Autoren.

Sehr breitgefächert und gut durchdacht ausgewählt ist bei Dezső Szabó auch die verwendete Fachliteratur. Einzig bemängelt werden könnte die

etwas schmal geratene Verwendung der ungarischen Sekundärliteratur im kurzen Überblick über die pressehistorischen Entwicklungen in Ungarn der behandelten Periode. Dies ist jedoch auch durch den Überblickscharakter dieses schmalen Kapitels zu begründen. Aus Sicht eines Historikers wäre die Verwendung von John Lukacs mit Vorbehalt richtig. Aus dem Umfang der Studie ergibt sich zwangsläufig, dass in den einleitenden Teilen einiges zu knapp dargelegt wird. Obwohl der literaturhistorische Hintergrund der Weimarer Republik und die Verknüpfungspunkte am Epochenanfang sehr facettenreich erklärt sind, wäre eine schwerpunktähnliche Darstellung der literaturhistorischen Entwicklungen in Österreich und Ungarn keine verfehlte Wahl gewesen.

Herausragend ist der gut ausgearbeitete Teil zum Problem Feuilleton und Literaturkritik, in dem auch die Beziehung von Literatur und Journalismus, untermauert mit der aktuellsten Fachliteratur, beleuchtet wird. Dem Leser sind die im Anhang untergebrachten Überblickstabellen, Informationen zu der Geschichte des *Pester Lloyds* sehr hilfreich, ein Namensverzeichnis der deutsch-österreichischen bzw. ungarischen Schriftsteller ergänzt das zusammengestellte Material. Diese Studie setzt die jüngeren Ergebnisse der Rezeptionsgeschichte (z.B. die Arbeit von Zsuzsa Bognár über die Literaturkritik, *Irodalomkritikai gondolkodás a Pester Lloydban 1900–1914*. Budapest: Universitas, 2001; die von Siegfried Brachfeld, *Deutsche Literatur im Pester Lloyd zwischen 1933 und*

1944. Budapest: Beiträge zur Germanistik 3., 1971) fort. Die beigelegte CD beinhaltet viele Daten, man muss nur daran denken, dass die Zeitung in Morgen- und Abendausgaben und an Feiertagen mit Literaturbeilagen erschien, wodurch ein enormes Datenmaterial entstand. Das Suchen nach

Mitarbeitern der Zeitung wurde durch diese CD vielfach vereinfacht. Der Leser hält eine Arbeit in der Hand, die in ihrer fachlichen Gründlichkeit und argumentativen Stringenz eine herausragende Leistung darstellt.

Angela Korb (Budapest)

Szatmári, Petra; Takács, Dóra (Hg.): „...mit den beiden Lungenflügeln atmen.“ Zu Ehren von János Kohn.

München: Lincom Europa, 2008 (= Linguistics Edition 70). (291 S.)

Der Band ist dem Andenken János Kohns, einer der herausragendsten Persönlichkeiten der ungarischen Germanistik, gewidmet. Bereits im Titel wird angedeutet, dass Kohn großen Wert auf die gleichzeitige und ausgewogene Pflege germanistischer Wissenschaftszweige gelegt hat. Ganz in diesem Sinne versucht der Band, durch seine enorme thematische Vielfalt die Vielschichtigkeit Kohns wissenschaftlicher und wissenschaftsorganisatorischer Arbeit widerzuspiegeln. Der Sammelband enthält nämlich 23 ausgewählte Beiträge aus verschiedenen Bereichen der Germanistik: aus der Literaturwissenschaft, der Linguistik und der angewandten Linguistik

(Fremdsprachenunterricht, Bilingualismusforschung und Translatologie). Da aber der hier verfügbare Raum die Behandlung einer solchen Menge von unterschiedlichen Themen schier unmöglich macht, werden unten nur die linguistischen Aufsätze unter die Lupe genommen.

Der Aufsatz Vilmos Ágel's „*Das Auto ist gestartet – Aktiv oder Passiv oder...?*“ fragt nach dem Status der *sein* + Partizip II Formen der labilen Verben¹, in der vom Autor gewohnten stringenten Gedankenführung und dessen humorvollem Stil. Mit Hilfe Feilkes Commonsense-Theorie als eine ‚Theorie des Sprechens‘² zeigt Ágel, dass die labilen Verben – zumindest

¹ Als „labile Verben“ gelten Verben mit jeweils einer transitiven und einer intransitiven Variante, zwischen denen – abgesehen vom Perfekt-Hilfsverb – kein morphologischer Unterschied besteht (z.B. *schmelzen, heilen, zerbrechen* u. ä.).

² Wie darauf auch Ágel hinweist, können die von ihm erwähnten ‚Theorien des Sprechens‘ wegen ihrer primären Systemorientiertheit nicht als Performanztheorien betrachtet werden; jedoch verzichtet der Autor leider auf „echte“ Performanztheorien

hinsichtlich ihrer Verstehenspräferenzen – nicht als einheitliche Klasse zu behandeln sind, was eine hohe Erklärungskraft hinsichtlich Ágels empirischer Testergebnisse (überraschend unstimmmige Sprecherurteile bezüglich der primären Bedeutungen labiler Verben) aufweist. Außerdem ziehen diese Überlegungen auch beachtliche sprachwissenschaftstheoretische Implikationen nach sich, weshalb diese Arbeit getrost zu den aktuellsten und ausgereiftesten Beiträgen des Bandes gerechnet werden kann.

Die kontrastive Arbeit von Rita Brdar-Szabó, „Allein stehende Konditionalsätze als indirekte direktive Sprechakte im Deutschen und ihre ungarischen Entsprechungen“ behandelt das genannte sprachliche Phänomen v.a. auf dem Hintergrund der Konstruktionsgrammatik. Unter den indirekten direktiven Sprechakten verschiedenen Konventionalisierungsgrades wird hier besonders auf die allein stehenden Konditionalsätze (etwa des Typs „Wenn Sie jetzt bitte zahlen wollen“) fokussiert, die laut empirischer Untersuchungen (Korpusanalyse der Übersetzungsäquivalente bzw. verschiedene Tests) der Verfasserin im Ungarischen nicht als indirekte Direktive fungieren können. Zwar scheint sich die diesbezügliche Untersuchung noch in den Anfängen zu befinden – darauf deuten die absichtlich offen gelassenen Fragen sowie etliche

nicht gründlich erarbeitete Details hin, wie unübersetzt gebliebene ungarische Sätze, oder die unerforschte Gebrauchsfrequenz der untersuchten deutschen Konstruktion –, doch sorgen die interessante Fragestellung und der angemessen gewählte theoretische Hintergrund des Beitrags von Brdar-Szabó für einen hohen wissenschaftlichen Wert.

In ihrer Arbeit „Zur Ergänzungsbedürftigkeit von agens-dezentrierten Konstruktionen“ befasst sich Petra Szatmári mit der veränderten Ergänzungsbedürftigkeit medial umperspektivierter Ausdrücke. Die Autorin arbeitet grundsätzlich in einem valenztheoretischem Rahmen, doch zugleich auf funktionalem Hintergrund und unter Bezugnahme auf kontrastive und diachrone Aspekte. Die medialen Konstruktionen werden auf Grund formaler Merkmale in zwei Gruppen – labile Verben sowie umperspektivierte Ausdrücke mit *sich* als Translativ – untersucht; die Produktivität der letzteren Gruppe erklärt die Verfasserin mit der kognitiven Entlastung der Sprachgemeinschaft, während die veränderte Ergänzungsbedürftigkeit auf die Grice'sche Maxime der Relevanz zurückgeführt wird. Die plausiblen Argumente und Überlegungen Szatmáris werden auch durch eine empirische Analyse (Kontrastierung der Satzbau-muster von transitiven und mit *sich*

wie die konnektionistischen Modelle (etwa von Bybee 1985) oder die *emergence theory* von Hopper (1998), die einen passenden theoretischen Hintergrund für das „nichtkategoriale und nichtgesamtparadigmatische“ (S. 23) Herangehen von Ágel gewährleisten könnten.

umperspektivierten Verbvarianten ausgewählter Verben) unterstützt, die präzise und in übersichtlicher Form dargeboten wird.

Gábor Székelys Beitrag „Ein sprachliches Phänomen, ‚Verstärkung und Abschwächung‘ der Wortbedeutungen“ setzt sich mit dem genannten Phänomen unter Bezugnahme auf den grammatischen Begriff der Komparation auseinander. Sein an sich interessanter Ansatz geht davon aus, dass die inhaltliche Komponente der Steigerung auch nichtflexivisch ausgedrückt werden kann; diese hauptsächlich lexikalischen Mittel (z.B. *aasig schmerzen; bitterböse*) expressis verbis „Komparation“ zu nennen (S. 102 und 108) ist aber m.E. zumindest diskussionsbedürftig. Die Untersuchung der lexikalischen Ausdrucksmöglichkeiten der inhaltlichen Steigerung hat besonders unter kontrastivem Aspekt und für didaktische Zwecke viel für sich. Mit der Gleichsetzung der lexikalischen Mittel der inhaltlichen Verstärkung bzw. Abschwächung und Komparation kann ich aber aus folgenden zwei Gründen nicht einverstanden sein: Einerseits drückt die Komparation als grammatisches Ausdrucksmittel mehr als eine einfache Steigerung (‘mehr X’) aus (z.B. *älteres Ehepaar vs. altes Ehepaar*). Andererseits käme mir eine Betrachtung von Grammatik und Lexikon als Kontinuum zu diesem Ansatz überzeugender vor als die (für mich abwegige) Zuordnung des Lexikons zur Grammatik.

Der Beitrag von Pál Uzonyi „Aktanten in Klammern“ befasst sich mit inzwischen fast klassisch gewordenen

Problemfällen einer der zentralen Gebiete der Valenztheorie, der Ergänzungen/Angaben-Abgrenzung, wie z.B. formale Subjekte, Subjektlosigkeit, akkumulierte Satzglieder, oder Weglassbarkeit vs. Fakultativität der Aktanten. Durch die sorgfältige Verarbeitung dieser Fragen, die auch typologische Aspekte mit einbezieht, gelangt der Autor zu einem überzeugenden Valenzkonzept, das auf einer algorithmischen Anordnung verschiedener Valenzrelationen (Subklassenspezifika, Obligatorik und Argumenthaftigkeit) basiert. Hervorzuheben ist, dass dieses Konzept eine saubere Trennung der verschiedenen Valenzrelationen vornimmt, und auf diese Weise die traditionelle „Valenzmisere“ überwinden kann. Auf der anderen Seite meidet Uzonyi die graduelle Einstufung von Aktanten und Angaben, was allerdings durch die Berücksichtigung der besonderen Perspektive der Lexikographie nachvollziehbar wird.

Regina Hesskys Aufsatz „Freunde und falsche Freunde: Überlegungen zu einem ‚marginalen‘ Phänomen“ bettet die Problematik der *Faux amis* in den breiteren Kontext der Internationalismen ein, so lässt die Autorin die etymologisch zusammenhängenden lexikalischen Einheiten zweier oder mehrerer Sprachen als graduelles Phänomen erscheinen. Die Einordnung der Wörter erfolgt gemäß der Ausprägung der formalen und inhaltlichen Unterschiede, die mit Hilfe eines feinmaschigen Kriterienkatalogs festgestellt werden kann. Die Verfasserin macht u.a. auch auf spezielle Probleme bei der Beurteilung der formalen oder

inhaltlichen Äquivalenz aufmerksam, wie etwa die Behandlung der systematischen formalen Entsprechungen des Typs *Flexibilität/flexibilitás*, die Frage der abweichenden Wortartzugehörigkeit bzw. Rektion bei formaler Gleichheit, und insbesondere auf die komplizierte Frage der Beurteilung der inhaltlichen Gleichheit, wo u.a. Polysemie, nicht deckungsgleiche Bedeutungsstrukturen (z.B. Konnotation) oder kontextuelle Restriktionen mitspielen können. *Regina Hessky* gelingt es hervorragend, diese hochkomplexe Problematik von mehreren Seiten aus zu beleuchten, indem sie das Thema als aufdeckungswürdiges Gebiet der Sprachwissenschaft, insbesondere der Sprachkontaktforschung und Areallinguistik, sowie der historischen Lexikologie darstellt.

Ágnes Salánkis Beitrag „Die sprachspezifischen Ausdruckswerte in literarischen Werken und die Möglichkeiten ihrer interlingualen Kompensation auf der Ebene der Grammatik“ gilt der Bewusstmachung systematischer interlingualer Unterschiede in deutsch-ungarischer Relation, die während des Übersetzungsprozesses zum Vorschein kommen. Die diesbezüglichen übersetzerischen Verfahren unterteilt die Autorin in obligatorische (z.B. die Genusmarkierung betreffend) und fakultative Operationen, zwischen denen die Grenze offensichtlich unscharf ist. Mir kommen v.a. die fakultativen, hauptsächlich syntaktischen Operationen problematisch vor: Erstens die

Voranstellung des Attributs (die m.E. viel strenger „obligatorisch“ ist als der Gebrauch des Präsens im Ungarischen statt des deutschen Präteritums, der laut *Salánki* eine obligatorische „Tendenz“ ist, S. 192), wobei die merklichen Unterschiede bezüglich des Typs der Attribute (im Ungarischen meistens nur Adjektiv-, im Deutschen auch Adverbial- und Präpositionalattribute, die Possessivkonstruktionen nicht mitgerechnet) auch unberücksichtigt bleiben. Zweitens scheint sich die Autorin über die pragmatisch geregelte Wortfolge des Ungarischen³ nicht im Klaren zu sein, und zählt die Bewegung des Fokus in Richtung Satzanfang im Ungarischen irrtümlicherweise zu den fakultativen Verfahren.

Der Beitrag von *Attila Péteri* „Corpuslinguistik und corpusgestützte linguistische Untersuchungen. Mit der Darstellung eines deutsch-ungarischen kontrastiven Projektes“ bietet einen aufschlussreichen Überblick über die Geschichte sowie über aktuelle Fragen der Korpuslinguistik und der korpusgestützten Arbeit. Der Verfasser bezieht durch die Vorstellung des eigenen Projektes auch die Erfahrungen seines Projekt-Teams mit ein, wobei er u.a. auch auf spezielle Probleme der Korpusbefragung und -auswertung wie z.B. der Umgang mit den Wildcards, wiederholte Belege oder Signifikanz eingeht. Die methodischen Konsequenzen, die auf Grund einer langjährigen (und erfolgreichen) Forschungstätigkeit

³ Reihenfolge vereinfacht: fakultative Topik(s), obligatorischer Fokus, Verb, Restsatz, vgl. É. Kiss (2002: 8 ff).

gezogen werden konnten, bereichern auch die aktuelle Diskussion im Bereich der Korpuslinguistik mit wertvollen, empirisch erprobten Erkenntnissen.

Der Band „...mit den beiden Lungenflügeln atmen“ konnte dem Andenken János Kohns in vieler Hinsicht wirklich gerecht werden: Die angebotene thematische Vielfalt, die vielfach aufzufindende Interdisziplinarität, das hohe Niveau der meisten Aufsätze und die Aktualität der wissenschaftlichen Fragestellungen zeugen davon, dass die ehemaligen Schüler und geistigen Nachfolger des vor zehn Jahren verstorbenen Germanisten seine richtungsweisenden Ideen nicht aufgegeben haben.

Literatur:

- Bybee, Joan L. 1985: Morphology: A study of the relation between meaning and form. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins.
- É. Kiss, Katalin 2002: The syntax of Hungarian. Cambridge: Cambridge University Press (= Cambridge Syntax Guides).
- Hopper, Paul J. 1998: Emergent Grammar. In: Tomasello, Michael (ed.): The New Psychology of Language. Cognitive and Functional Approaches to Language. Mahwah: Lawrence Erlbaum Associates.

Bernadett Modrián-Horváth
(Budapest)

